# Maximilian Harden

Karl Kraus


GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817

# MAXIMILIAN HARDEN.

## EIN NACHRUF.

VON

## KARL KRAUS.



WIEN und LEIPZIG 1908.
BUCHHANDLUNG L. ROSNER.



Da laß' ich Jeden lügen
Und reden, was er will;
Hätt' Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären Hulder viel!

Hutten oder Harden.

Da einer starb — an einem kranken Ruhm und nicht an einem gesunden Rippenfell —, ziemte es sich zu schweigen und mit übler Nachrede zu warten, bis er gestorben war. In einem Abstand der Wochen aber dann nicht »aussprechen, was ist«, wäre eine Feigheit, die der Selige selbst stets zu verpönen vorgegeben hat, und für die ich dem ganzen Dichtervolk, das jetzt für ihn aufsteht, erlaubte mir ins Gesicht zu spucken. Ich hab's gewagt, Herrn Maximilian Harden für keinen Hutten zu halten. Ich halte, was ich gewagt, auch in einem zweiten Verfahren aufrecht. Zu Gunsten des Retters Deutschlands hat sich seit dem ersten nichts gewendet, zu seinen Ungunsten alles, was damals noch die wertlose Ehre eines informierten Journalisten ausgemacht hat. Wem beim gottlosen Ulk des Schöffengerichts für die deutsche Rechtssicherheit bange wurde, wer aber dann die ehrenvolle Selbstkasteiung der Justiz einen Gewaltakt gegen Herrn Harden nennt, bei dem könnte ich von einem weichen Herzen auf ein weiches Gehirn schließen. Wem jedoch der Freispruch den Mann verekelt hat und wem dann die Verurteilung zu vier Monaten ein Argument für seine Bedeutung vorstellt, den halte ich gradaus für einen Schwachkopf. Solcher

Schwachköpfe sind in Mitteleuropa viele. Daß sie sich auch unter den Künstlern finden, ist eine Erfahrung, die dem vollsinnigen Spießbürger ein Hochgefühl der Überlegenheit beibringen könnte. Und nichts könnte verhängnisvoller sein. Das geistige Deutschland bietet seit dem Tage, da das Berliner Landgericht der überzeugenden Qual des Grafen Moltke ein Ende gemacht und ein geschminktes Martyrium des Herrn Harden eröffnet hat, einen beschämenden Anblick. Wenn dieser Prozeßfall überhaupt eine Perspektive hat, so verdankt er sie nicht der Entblößung der Verhältnisse, in denen die deutschen Soldaten leben, sondern der Enthüllung der Disziplinlosigkeit deutscher Köpfe. Keine Kürassierhose vermöchte so unmittelbar zu faszinieren, wie ein schönes Schlagwort. Der traurige Unterschied ist nur, daß dort ein Gemeiner einem General zu willen ist, und hier der letzte Kommisknopf des Feuilletonteils Deutschlands führende Geister zu einem Liebesdienst kommandiert. Wer nach zehn Jahren eine Zeitung zur Hand nehmen wird, um sich über den Eindruck der Harden-Affäre zu unterrichten, wird hellaut auflachen. Kein Preßköter hätte vom Grafen Moltke einen Bissen genommen, ehe durch eine Prozedur, die dem deutschen Volk die verlernte Gerechtigkeit förmlich vorbuchstabierte, der Ruhm des Herrn Harden Blatt für Blatt kaput ging. Mit einemmal hatte er es erzielt, daß ein dem Gegner gereichtes Riechfläschchen, das vor dem Schöffengericht ein Symptom seiner Normwidrigkeit gewesen wäre, als Beispiel für Barmherzigkeit den Fibeln künftiger Zeiten vorbehalten wurde. Kaum aber war die Wahrheit als Lüge und die Lüge als Wahrheit erkannt, der Wandel des journalistischen Urteils in den Ton einer Operettenvergeltung verklungen und der Beschluß gefaßt, daß der Eisenstein eingesperrt werde, drehten sich die Blätter. Hol der Teufel die Ehrlichkeit, hieß es jetzt, wenn der Unehrliche

leiden muß! Die Gerechtigkeit war abgekartet, und in Deutschland wird über höheren Auftrag Recht geübt. In der ‚Zukunft' aber sagte Herr Harden: Wenn hier auch dem Gesetz Genüge geschehen sei, so müsse das Gesetz in solchen besonders berücksichtigenswerten Fällen durch Willkür ersetzt werden. Der Kronprinz, dem die Ehre der Anbiederung des Herrn Harden schon seit langem widerfährt, möge es verhüten, daß dies Urteil vollstreckt werde. Man hatte ein im Namen des Königs erflossenes Urteil »zerbrochen«. Was freilich das Schicksal vieler Urteile erster Instanz ist. Nun möge man das zweite Urteil im Namen des Kronprinzen zerbrechen. Zwar, »wo das Gesetz Alles, die Willkür nichts bestimmt, ist für eine Kamarilla kein Raum«. Aber das wird dem Kronprinzen zugleich mit der Aufforderung intimiert, sich eine Kamarilla aus dem Kreise des Herrn Harden zusammenzustellen. Denn »auch das Gesetz darf nicht zum Moloch werden«. Was geschehen sei, könne den Kronprinzen lehren, »daß Gesetze nur nachhinken und daß daher der Rat des greisen Bismarck, Ruhendes nicht in Bewegung zu bringen, nicht als allgemein giltige Regel aufgefaßt werden darf«. Daß vor dem Rat des greisen Bismarck neuestens gewarnt wird, ist nach der Haltung dieses Zeugen vor dem Landgericht nur zu begreiflich. Die Undankbarkeit Bismarcks, mit dem Harden bekanntlich eine Flasche Steinberger geleert hat, ist eine schmerzliche Enttäuschung. Und wie viele Bismarck-Worte wären ungesagt geblieben, wenn Herr Harden sie nicht veröffentlicht hätte! Wenn der Altreichskanzler Herrn Harden jetzt im Stiche gelassen hat, so hat er sich die üblen Folgen selbst zuzuschreiben. Wenn er sie aber nicht vorhergesehen hat, so beweist das wieder nur, daß er »seit jeher ein schlechter Menschenkenner war«. Der Liberalismus, den Herr Harden um Bismarcks willen verraten hat, nimmt jeden auf, der heimgefunden hat. Er sagt, Herr Harden hätte sich

mit der Politik und mit der Hysterie nie einlassen sollen, aber er stellt sich zwischen ihn und die Schergen, die jetzt wollen, daß ein Vaterlandsretter sich fürs Vaterland opfere. Ein toter Zeuge hat sich als fast so unzuverlässig erwiesen, wie eine lebende Zeugin. Aber um eines guten Glaubens willen müsse ein schlechtes Wissen verziehen werden, und noch nie habe ein Publizist so gut zu glauben vermocht wie Herr Harden. Ein Wort über Robespierre »Il croit tout ce qu'il dit« war bisher der Wahlspruch, den er auf seine Photographien schrieb. Die Gerichtssachverständigen haben erklärt, es sei ein Robespierre de strass. Er glaubt alles, was man ihm sagt . . . Wer so fest im Glauben ist, hat das Himmelreich verdient und nicht das Gefängnis. Das ist die Meinung aller, die jetzt in Deutschland die Stimmung der Revisionsverhandlung vorzubereiten haben; das ist unser aller Meinung. Aber wir anderen wollten uns eher Daumschrauben ansetzen lassen, bevor wir die Bitte um Begnadigung des Herrn Harden mit einem andern Argument als dem seiner Wehrlosigkeit gegen hysterisches Geschwätz zu unterstützen suchten. Bevor wir in die Wehklage der deutschen Dichter über die einer leuchtenden Persönlichkeit drohende Gefahr einstimmten.

Anstatt, daß man in stürmischen Zeiten Dichter an die Kette legt, weil ihre kostbare Phantasie sich am logischen Einmaleins wundläuft, weil ihr Temperament sich auch an einem unterdrückten Unrecht, an einer geknebelten Nichtswürdigkeit erregt und beim kümmerlichsten Anlaß die größten Gebärden mitmacht, kommt eine Redaktion, wie die des Berliner ‚Morgen', mehr Tölpel als Snob, daher und hetzt die liebe Ahnungslosigkeit auf den Fall Harden. »Der Kolportagelärm der Friedrichstraße, dem es gleichgiltig ist, ob »Olga Molitor schuldig« oder Graf Moltke schuldig ist, wenn nur überhaupt jemand schuldig ist, wird von der Stimme der Kultur übertönt. Aber der Mißklang entsteht erst durch die Mischung, und

die Kultur erlebt ein Fiasko, wenn sie sich in eine Angelegenheit mischt, die eine Angelegenheit der Ausrufer ist. Nie hat Herr Harden etwas anderes in ihr gesehen, nie trotz allen hieratischen Vorwänden »seines Wollens Grenzen weiter gesteckt«. »Neieste Nummer der ‚Zukunft‘. Sensationelle Enthüllungen über den Grafen Moltke!« Was suchen die Dichter in der Friedrichstraße? Wozu prostituieren sie sich dem Reklamebedürfnis zweier Schmockrevuen? Spielt da jene kleine Menschlichkeit mit, die auch den größten Novellenschreiber bewegen könnte, einer Zeitschrift, deren kritisches Wort leider auf dem Büchermarkt Geltung hat, ein günstiges Gutachten über den Herausgeber einer anderen Zeitschrift zu liefern, deren kritisches Wort den Büchermarkt leider beherrscht? Des Rätsels Lösung dürfte nicht in einer ethischen, sondern in einer geistigen Nachgiebigkeit gegenüber einer herrschsüchtigen Presse zu suchen sein. Auch sie glauben alles, was ihnen ein lügenhaftes Frauenzimmer sagt. Sie parieren aufs Schlagwort. Gewiß, man kann den Dichtern den guten Glauben zubilligen. Sie haben nicht eine Zeile von Herrn Harden gelesen, aber sie haben gehört, daß er eine leidenschaftliche Kampfnatur sei. Wenn das Gerücht zur Legende erstarken sollte, mußte es sorgsam vor der Lektüre bewahrt bleiben; und nie noch hat eine im nüchternsten Leben wirkende Persönlichkeit so sehr zur Gerüchtbildung geneigt, wie die des Herrn Maximilian Harden. Da glühte ein Temperament unter einer Lava von mühseliger Langeweile, durch die der Fuß des Genießers kaum zum Gipfel stapft. Wo so viel Lava ist, sind wahrscheinlich Gluten. Man spürte sie nicht, aber man glaubte an sie, und das ist mehr. Deutschland hat einen Vulkan, der nicht Feuer speit, dem man es aber zutrauen kann. Zwei Zeilen politische Mythologie, und man gab die Hoffnung auf, sich durchzuwinden. Und schämte sich, es einzugestehen, daß man am Fuße

des Vesuv war und nicht hinaufgelangt ist. Menschen mit Empfindung redeten uns ein, daß sie einen Artikel des Herrn Harden mit Genuß zu Ende gelesen hätten. Sie sagten nicht: Pfui Teufel, das ist ja Sünde wider den heiligen Geist der Sprache, das ist ja Affenschande an allen Grazien der Kultur, das ist eine Majestätsbeleidigung gegen den Geschmack! Sondern sie sagten: Herr Harden ist bekanntlich eine leidenschaftliche Kampfnatur. Der Bädecker empfiehlt ihn als besonders lohnend, und alle glaubten daran. Und weil alle daran glaubten, weil der Stil des Herrn Harden wirklich ein eigener war, einer, der immerhin ein geblumtes Muster zur Ledernheit eines landläufigen Journalismus schuf, wurde der Glaube ein Nationalheiligtum. Die Dichter, die dann um ihre Meinung befragt wurden, sagten nicht: Sein Prozeß ist uns gleichgiltig, aber seine vier Monate hat der Mann verdient, weil er das Wort »Grüppchen« geschaffen hat, gleichviel, ob er dessen Mitglieder der Päderastie bezichtigen wollte, weil er den Mai uns als »Weidemond« verekelt, weil in der Politik ihn die Hämorrhoiden eines Fürsten interessieren und weil er sie die »güldene Ader« nennt, mit einem Wort, weil er im politischen Leitartikel poetischer ist als wir, wenn wir Oden schreiben. Sie sagten nicht: Freuen wir uns, daß ein bedauerlicher Zwischenfall den Anstoß gibt, dieser Fülle gedunsener Leere den Garaus zu machen, diese polnische Sauce mit allen ihren Bildungsrosinen endgiltig auszutunken, von diesem Fettfleck eines gewollten Ästhetizismus das deutsche Geistesleben zu reinigen! Sie sagten nicht: Herr Harden steht in einem unüberbrückbaren Gegensatz zur Dutzendjournalistik; denn in dieser wirken Schmöcke von Profession und er ist ein Schmock aus Neigung. Mit ihnen, die wider ihren Willen in einer Redaktion statt in einem Comptoir sitzen, wollen wir fertig werden, wenn wir ihnen nur erst das Air einer Meinung genommen und sie gezwungen

haben, das Geschäft ihrer Brotherren zu bekennen. Aber dieser da ist gefährlich, weil er aus Wolken spricht, weil er keine Banalität sagen kann, ohne sie auf die Edda zurückzuführen, und weil er so profund ist, daß allen Flachköpfen das Welträtsel aufgeht... Ein Deutschland, das den Wohllaut seiner Sprache dem Lärm der Rotationsmaschine geopfert hat, ist dem Respekt vor einer Sprache zugänglich, die immerhin auf eigenen Krücken steht. Auf den Trümmern der Verwüstung des Künstlerworts gebärdet einer sich, als ob er bauen könnte. Ein wahres Ei des Kolumbus, das seit fünfzehn Jahren aufrecht steht, weil ihm niemand das eingeschlagene Ende ansieht und den dumpfen Inhalt anriecht! Wie sollten es Dichter mit ihren feinen Sinnen? Sie dichten seitab von der publizistischen Realität, und wenn sie über Herrn Maximilian Harden befragt werden, vertrauen sie der Legende. Man müßte sie kritisch entmündigen, aber wenn man gewissenlos genug ist, lädt man sie zu einer Enquete.

Das Bedauern, daß im modernen Staat einer, der die Feder unrühmlich geführt hat, nicht bloß mit der Entziehung der Feder, sondern mit der Entziehung der leiblichen Freiheit gestraft wird, mag Dichter rühren. Aber daß sie einen Egmont dichten, wenn einer vom Herzog Alba behauptet hat, daß er normwidrig sei, und wenn er wegen Preßbeleidigung eingesperrt werden soll, das ist mehr als toll. Ein Eingriff in die Unterleibssphäre, der das geistige Niveau eines Publizisten mehr als seinen Charakter beschämt, soll nicht mehr als Beleidigung strafbar sein, und wenn er schon nicht mehr als vaterlandsretterische Tat drapiert werden kann, so soll bei seiner Bestrafung irgendein Genius das Haupt verhüllen. Die deutsche Kultur will vor einem Tatsachenheros, der sich von anderen Journalisten nur durch die schlechte Information und den guten Glauben unterscheidet, zum Klärchen werden, das in der Friedrichstraße

den Ruf ausstößt, »mit seinem Atem fliehe der letzte Hauch der Freiheit«. Mit einer Pose, deren Widrigkeit bloß Dichtern nicht in die Nase steigt, wird da einer, wenn's denn doch sein muß, die Feder hinlegen, als ob sie ein Degen wäre, der »weit öfter des Königs Sache verteidigt hat«, als das eigene Geschäft beschützt, und »diese treibt ein hohles Wort des Herrschers« — weil der Schöffenprozeß nicht etwa ein Justizskandal war, gegen den Remedur geschaffen werden mußte. Und euer — wie sagt doch der Held — euer »Liebchen« zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe! Trommeln ... Dieser Ton des Nichtdaranglaubenkönnens, daß ein Held gefällt werden soll, dies klassische »Er, Er!« zieht sich jetzt durch die Kundgebungen aller Künstler, deren Anständigkeit man zutrauen muß, daß sie vor Ekel zusammengebrochen wären, wenn sie die Prozeßberichte gelesen hätten, und deren gutem Geschmack man zutrauen muß, daß sie sich ihr Urteil über die literarische Persönlichkeit des Herrn Harden in den fünfzehn Jahren gebildet haben, die sie nun schon die ‚Zukunft' nicht lesen. Ein Schriftsteller soll eingesperrt werden, man sagt, es sei ein Mann von Leidenschaft, manche haben auch gehört, es sei ein Mann von Einfluß; also gehen sie hin und klagen das deutsche Gewissen an, das solche Erniedrigung zu ertragen willens sei. Dichter haben sich mißbrauchen lassen, und sofort ist auch die ganze Empfindsamkeit des jüngsten Deutschland aufgeboten, um ein Mißgeschick, das an jedem Tag des staatlichen Betriebs der Grausamkeit zehn wertvollere Seelen trifft, unter dem an jedem Tag — im Volk der Richter und Henker — hundert Gerechtere leiden, mit all den exzeptionellen Redewendungen, wie sie jetzt die literarische Kritik verseuchen, zu einer säkularen Schmach zu erheben. Da wird aus einem Parvenu, dem Geschicklichkeit, Fleiß und Ehrgeiz mit Recht selbst der Staatsanwalt zuerkannt hat, ein »arrivé größten Stils«; da heißt ein Mann, dessen

Leben von keinem Leiden außer dem tiefgefühlten Mangel an Persönlichkeit zerwühlt ist, und den bloß die Energie einer festgehaltenen Manier vor der deutschen Kulturlosigkeit bestehen läßt, »ein Leidender und ein ekstatisch in die Weite Wirkender«, einer, »der seine Persönlichkeit zum Kunstwerk von europäischer Bannkraft gepflegt und gehärtet hat«. Es wird von der »empörten Trauer der Intellektuellen um die Marterung Maximilian Hardens« gesprochen. Wir machen, heißt es, »eine Zeit der Scham und Erbitterung durch; wir denken der entsetzlichen Rache, die die Londoner Presse einst an Oskar Wilde genommen«. Denn die Intellektuellen »empfinden Hardens Stellung und Macht als eines der wenigen in Deutschland aufgerichteten Triumphzeichen des Geistes«. Ich möchte um alles in der Welt kein Intellektueller sein, wenn ich damit zu solcher Empfindung verurteilt wäre. Ich empfinde vielmehr dies Triumphzeichen des Geistes als einen Beweis für die Stellung und Macht jener Intellektuellen, deren Frechheit im heutigen Deutschland über die Vornehmheit und deren Intelligenz über den Geist triumphiert. Diese Intelligenz hat sich aber selbst so wüste Schmutzkonkurrenz gemacht, daß von ihr nichts mehr übrig geblieben ist, und daß wir es erleben können, das Schicksal eines Oskar Wilde mit dem Malheur des Herrn Harden verglichen zu sehen, weil beide wegen der Päderastie eingesperrt werden. Es fehlt nur noch, daß Wilde, der sie selbst getrieben hat, das Martyrium aberkannt wird, während Herr Harden ein reiner Märtyrer ist, der um der Päderastie anderer willen leiden muß, weil er sie nämlich denunziert hat. Der Vergleich würde dann nicht stimmen, aber er ist aus jener »Stimmung« zusammengepatzt, über die die Kulturreporter augenblicklich verfügen, wenn man sie aus dem Schlaf rüttelt und ihnen ein Thema aufgibt. Die Zurückhaltung eines der wenigen urteilsfähigen Berliner Kritiker, Alfred Kerrs, der den Fall

Harden bloß eine Hanswurstkomödie nannte, hat einen »Intellektuellen« zu jenem verzweifelten Schritt getrieben, den Fall Wilde zum Vergleich heranzuziehen. Aber die Hanswurstkomödie des Prozesses war ein Oratorium neben dem Treiben, das sich jetzt auf den publizistischen Schaubühnen des deutschen Geistes abspielt. Die Intellektuellen finden es unbegreiflich, daß Herr Harden so behandelt werden soll wie etwa ein anderer Sexualplauderer, der bloß mit klaren Worten gesagt hat, daß er einen Stadtkommandanten für einen warmen Bruder halte. Denn Herr Harden hat ein Triumphzeichen des deutschen Geistes aufgerichtet, als er diese Meinung in schielender Form zum besten gab, als er eine Sprache »für Eingeweihte« führte, als er den Nervenfrieden von Männern, die in ihrem Unterleib mehr Kultur und Noblesse haben als Herr Harden in seinem Herzen, einige Quartale hindurch unter dem Damoklesschwert seines stupenden Mitwissens hielt. Und darum soll von ihm abgewendet werden, was rauher sonst und schmerzhafter jedem Journalisten widerfährt, der sich vor Gericht zu einer geschriebenen Büberei bekennt, der bloß nicht beweisen kann, was er behauptet hat, aber nicht als doppelt schielender Taktiker zu beweisen sucht, was er »nicht behauptet hat«. Als Herr Harden auf der Festung in Weichselmünde saß und in Danzig Champagner trank, klagte er, oder wie er sagen würde, »stöhnte« er in Briefkastennotizen, die deutsche Presse kümmere sich nur um Dreyfus auf der Teufelsinsel und nicht um ihn. Ein Lärm aber, wie ihn die deutsche Presse um Dreyfus schlug, steht uns von Berliner Intellektuellen bevor, wenn Herr Harden wirklich ins Gefängnis gehen sollte. Der deutsche Kaiser könnte nichts klügeres tun als begnadigen. Als Herr Harden freigesprochen wurde, war er fertig. Selbst die Intellektuellen hätten sich geschämt, für den Mann, der den Beweis antrat, daß Graf Moltke Rot auflege, ein Wort zu sprechen. Dem

erschütternden Eindruck wortlos hingeschlachteter Vornehmheit, dem Grauen vor dem Triumph der Tatsachenbestie, die aus dem großen Maul des Lustspieldichters Bernstein auf den Gerichtstisch sprang, konnte sich niemand entziehen. Nun ist Herr Harden zu vier Monaten freigesprochen und die Schmach eines elenden Wahrheitsbeweises ist von ihm genommen. Er hat Glück. Daß er die Perversität des Grafen Moltke nicht nachweisen konnte, daß doch noch gottseidank die entscheidende Lücke des Sexualverdachts unausgefüllt blieb, rehabilitiert den Angeklagten mehr als den Kläger. Wie entsetzlich wäre es gewesen, wenn Herrn Harden der Beweis der »Normwidrigkeit« einiger hochgestellter Herren definitiv gelungen wäre. Daß er um diese Dinge doch nicht so ganz genau Bescheid gewußt hat, daß er es endlich spürt, das Schlafzimmer sei von dem Gebiet des »erweislich Wahren« streng separiert, ist wahrhaft erfreulich. Aber wahrhaft unerfreulich sind jene öffentlichen Beurteiler, die die Tat des Mannes mit dem guten Glauben decken und auf die Täuschung durch eine Hysterikerin versöhnlich hinweisen. Ist der Rückzug von der Tirade der Vaterlandsrettung auf die Retirade des guten Glaubens für einen Politiker jämmerlich genug, ist dieser Abstieg allein schon ein halsbrecherisches Experiment, so ist jene Zufriedenheit des Zuschauers, die eine Gemeinheit mit Dummheit entschuldigt, wohl eine der bedenklichsten Regungen des deutschen Intellektualismus. Als ob ein so schlechter Glaube je durch bona fides entschuldigt werden könnte! Als ob ich Dinge, die ich als zimmerreiner Mensch nicht erkunden darf, dann straflos verkünden dürfte, wenn ich sie für wahr halte. Ich sage: Je gelungener der Wahrheitsbeweis, desto größer die Infamie! Und der gute Glaube kann die Unwahrheit einer Behauptung wettmachen, aber ihre Nichtswürdigkeit vermehren. Die berufsmäßig Neugierigen haben sich darüber aufge-

halten, daß bei der Verhandlung die Öffentlichkeit so oft ausgeschlossen wurde und daß sie für ihre Stimmungsberichte auf die Informationsquelle des Mienenspiels der den Gerichtssaal verlassenden Zeugen angewiesen waren. Der Lakai des Fürsten Eulenburg wurde beneidet, weil ihm wenigstens in der Nähe der Tür, die den Skandal verschloß, zu stehen vergönnt war. Die geheimen Verhandlungen vor österreichischen Gerichten stehen freilich unter der Kontrolle journalistischer Vertrauensmänner, die das Geheimnis bis zum Erscheinen der Morgenblätter wahren. Hätte der Prozeß Harden-Moltke in Wien gespielt, die Vertreter der Presse hätten im Saal bleiben dürfen. Aber der Skandal wäre doch ein geringerer gewesen als vor dem Berliner Schöffengericht, das die Verhandlung in voller Öffentlichkeit durchgeführt hat. Denn dank einem Beleidigungsgesetz, das von dem reichsdeutschen in einem wichtigen Punkt verschieden ist, hätten die Vertreter der Presse außer der Anklageschrift und dem Schuldspruch nichts mitzuteilen gehabt. Vor dem Berliner Landgericht war die Öffentlichkeit ausgeschlossen, vor jedem österreichischen Gericht wäre der Wahrheitsbeweis ausgeschlossen gewesen. Die Verhandlung hätte sich hier auf einen Beweis darüber, daß eine Beleidigung vorliege, daß der angeklagte Redakteur den Artikel geschrieben oder zum Druck befördert habe, und auf die Urteilsfällung reduziert. Und es muß einmal gesagt sein, daß dieser eine Paragraph, der in dem alten österreichischen Strafgesetz enthalten ist, uns ausnahmsweise einen kulturellen Vorsprung vor unseren Nachbarn sichert. Es ist uns nicht erlaubt, »unehrenhafte, wenn auch wahre Tatsachen des Privat- und Familienlebens« zu verbreiten, unser Leben hat also eine größere Freiheit. Uns ist ein wohltuendes Verbot auferlegt, das manche Fessel, die uns härter drückt als die reichsdeutschen Staatsbürger, erträglich macht. Die Beschaffenheit unserer Leintücher gehört nicht in den Bereich des

erweislich Wahren und ein coitus interruptus kann nicht vor Gericht gestellt werden! Der Journalist, der sich vermäße zu behaupten, einer tauge nicht zum General, weil er einmal seine Frau nicht besiegen wollte, würde es nicht erleben, daß die Hysterie dieser Frau gerichtsordnungsmäßig festgestellt wird, um die Unwahrheit der Information oder den guten Glauben des Irregeführten zu beweisen. Gottseidank! Und danken wir dem Schutzengel unserer Schwerfälligkeit, daß er dies alte Strafgesetz noch nicht abgeschafft hat. Er hat uns einen Paragraphen erhalten, der vielleicht einem Reformeifer, den öfter das reichsdeutsche Vorbild blendet, zum Opfer fiele. Das ist ein Paragraph, der als Wächter vor unserem Alkoven steht, mag darin — außer den Handlungen, die das Strafgesetz trifft — geschehen, was wolle. Ein Paragraph, in dem die christliche Sexualethik gleichsam das Gebot der christlichen Nächstenliebe erfüllt hat. Jene Ethik, die da ahndet, was wir im Bette sündigen, gemildert durch jene Liebe, die da verbietet, daß man es uns nachsage. Erinnern wir uns immer wieder dieses Paragraphen, der die Stelle hütet, wo wir sterblich sind: er bedeutet in Wahrheit die Stelle, wo unser altes Strafgesetz unsterblich ist. Weil es da eine Feinfühligkeit offenbart, die förmlich aus dem Bilde engstirniger Grausamkeit herausfällt. Und wäre es auch nur die Feinfühligkeit der Heuchelei. Aber die Heuchelei schützt die Freiheit des Geheimnisses, und diese ist ein höheres Gut als die Öffentlichkeit der Unfreiheit. Wenn uns ein Geschlechtsleben nur erlaubt ist, gegenüber der Sklaverei, es verheimlichen zu müssen, ist es schon Freiheit, es verheimlichen zu dürfen. Diesem österreichischen Heuchelglauben, der da annimmt, daß unser sexuelles Tun uns zur Schande oder zum Schaden gereiche, verdanken wir es, daß unsere Sexualprozesse wenigstens nicht letal enden; denn der Zeuge wird nicht zum Dilemma zwischen einem

Meineid und der eidlichen Aussage über seine Beziehungen zu einer Frau gezwungen. Diesen heuchlerischen Schutz des Privatlebens, der dem Kläger in einer Beleidigungssache oder dem Zeugen in einem Ehebruchsprozeß gewährt wird, liegt ein weise paktierendes Verständnis für die Sphäre, in der das Sittengesetz mit den Geschlechtstrieben kollidiert, zugrunde, ein tiefes Gefühl dafür, daß jene Beleidigung des Privatlebens die schmerzlichere ist, die die Wahrheit sagt. Trifft ein ehrenrühriger Vorwurf eine korrupte Handlung, die wir öffentlich zu verantworten haben, so trifft er härter, wenn er unbegründet ist. Aber ein unbegründeter Vorwurf einer sexuellen Anomalie kann so ins Innerste nie eingreifen wie ein begründeter. Je wahrer die Tatsache des Privat- und Familienlebens ist, die der Beleidiger in die Öffentlichkeit trug, desto empfindlicher die Beleidigung, desto größer muß die Strafe sein. Diese Erkenntnis allein richtet schon die geistige Minderwertigkeit des Echauffements der Harden-Leute um die »Wahrheit«. In der Beurteilung dieses Prozesses war das Gefühl dafür verschwunden, daß die Tat des Angeklagten häßlicher ist, wenn Graf Moltke wirklich in erotischer Tendenz das Taschentuch seines Freundes Eulenburg an die Lippen geführt hätte. Und wie enggeistig die fortwährende Differenzierung zwischen dem Vorwurf homosexuellen Tuns und dem Vorwurf homosexueller Neigung — schon das Wort »Vorwurf« bringt einem den ganzen Ekel bei —, die eine rein juristische Unterscheidung ist. Auch nach unserem Gesetz wäre übrigens für den »Vorwurf« einer homosexuellen Handlung, für die Beschuldigung eines Delikts, der Wahrheitsbeweis zulässig. Für die Behauptung normwidriger Neigung, also einer bloß unehrenhaften Tatsache des Privatlebens, wäre ein Wahrheitsbeweis unzulässig. In Deutschland ist er möglich; und erst ein Vorsitzender holt in einer meisterlichen Urteilsbegründung den vom Gesetz versagten Schutz des Privatlebens nach, indem

er Herrn Harden wenigstens die »Wahrnehmung berechtigter Interessen« aberkennt, die ein Eingriff ins Geschlechtsleben nie für sich in Anspruch nehmen könne. Bei uns wie drüben muß aber der Anwurf homosexueller Neigung so schwer wiegen wie die Beschuldigung der Tat. Erschwerend ist die Möglichkeit, von der populären Auffassung in diesen Dingen mißdeutet zu werden, die immer, wenn einer nur schielend von Männerfreundschaft spricht, den Vorwurf der schwersten Deliktsart für gegeben hält. Herr Harden aber fühlt gar nicht, daß der bloße Hinweis auf eine »Anlage« ungleich niedriger ist als die Beschuldigung päderastischen Handelns, für deren Wahrheit oder Unwahrheit es einen einfachen Beweis gibt, während dort ein Rest von Unklarheit fortwirkend das Gespött des Pöbels herausfordert. Hätte Herr Harden mit deutlichen Worten gesagt, daß Graf M. und Fürst E. ein Verhältnis nach allen Regeln haben, die Geschichte wäre so oder so erledigt gewesen; aber von Tütü und Phili wird noch die Nachwelt der Friedrichstraße munkeln. Wie erbärmlich die Entschuldigung solcher Hinweise — für die der humorloseste Schriftsteller Deutschlands auch noch das Recht der »Satire« in Anspruch nimmt — durch den »guten Glauben« ist, kann gar nicht oft genug gesagt werden. Aber die Lumperei wird eigentlich noch kräftiger von denen bejaht, die Herrn Harden die »leichtfertige Information« verübeln und sagen, er hätte »sorgfältiger« das Material prüfen müssen, ehe er es zu einer Publikation benützte. Hier erst spricht die Weltanschauung des Journalismus, der unsere Nachttöpfe als öffentliche Angelegenheit reklamiert und sich bloß die Pflicht einer gewissenhaften Untersuchung ihres Inhalts setzt.

Erschwerend, nicht mildernd ist, daß Herr Harden »weniger« gesagt hat, als man ihm infolge des berühmten »Lärms, der im Mai entstand« in die

Schuhe schiebt. Daß er angespielt und nicht behauptet hat, ist schlimmer. Und nicht daß er den Vorwurf, den er so oder so aufgestellt hat, nicht erweisen konnte, richtet ihn, sondern, daß er ihn aufgestellt hat. Seine Schuld wäre größer, wenn ihm der Wahrheitsbeweis gelungen wäre. Vor dem Schöffengericht hat der Geist der Information über die Kultur gesiegt. Jetzt hat er erst recht gesiegt. Denn jetzt ist bloß die Nicht-Informiertheit unterlegen und damit sind die Waffen verherrlicht, mit denen man der Kultur künftig wirksamer beikommen kann. Und siehe, die Frage, ob ein Journalist gut oder schlecht informiert war, als er uns an den Sexus griff, bewegt die Herzen der Dichter. Ihnen imponiert nach wie vor die literarische Persönlichkeit eines Menschen, der geschlechtliche Regungen unter Beweis und den erotischen Ton einer Freundschaft vor Gericht stellt. Pfui über solche Dichter! Ich habe den Schmöcken den Vortritt gegeben in einer Sache, die nur den Schmöcken nahegehen sollte. Aber ich darf es nicht unterlassen, auch die Dichter noch einmal zur Enquete zu laden, auf die Gefahr hin, durch allzu eindringliche Befragung wertvolle Freundschaften und Mitarbeiterschaften zu verlieren. Ich achte solch persönlichen Vorteil gering, wenn mir eine unterdrückte Empörung inneren Nachteil brächte. Und meine hohe Schätzung künstlerischer Potenzen bleibt unvermindert, wenn ich einmal sagen muß, daß Künstler sich in einer Sache, die ein urteilsmäßiges Denken erfordert, bis auf die Knochen blamiert haben, und wenn ich mit jedem Wort doch nur den Journalismus treffe, der künstlerisches Ansehen zu einer würdelosen Leistung mißbraucht hat. Daß sie zu einem Problem »Stellung nehmen«, dem sie blind gegenüberstehen, zum Teil gegenüberstehen müssen, ist traurig. Daß ein Stilist wie Herr Heinrich Mann, dessen Manieriertheit eine Fülle, nicht einen Mangel bedeutet, sich nicht mit Grausen von der Schreibweise eines Herrn Harden

wendet, es ihm aufs Wort glaubt, daß er »die Größe des Reiches will«, ist beschämend. Aber unbegreiflich ist eine Auffassung, die einer Nation die Schuld gibt, wenn »ein auf dem Boden großer Aktionen drängendes Talent nicht den herrschaftlichen Aufgang nehmen kann, sondern durch Schlafzimmer und schlecht riechende Nebenräume schleichen muß, um bestenfalls in einen Gerichtssaal zu gelangen«. Durch Herrn Harden werde »der in Deutschland zur Untätigkeit verdammte Geist gerächt«. »Wenn der Geist Macht erlangt haben wird über die adeligen Faustmenschen, deren überlebte Herrschaft uns vor Europa täglich tiefer schändet, dann wird Maximilian Harden sein Denkmal empfangen«. Nachdem er sich so lange in den Schlafzimmern und Nebenräumen der adeligen Faustmenschen hat herumtreiben müssen! Dort macht der Geist ihnen die Herrschaft streitig, dort ist der Schauplatz seiner Siege, von dort aus wird er die Welt erobern. Einer dieser adeligen Faustmenschen wollte heiraten. Da sagte er zu seiner Schwester: »Ja, wir haben aus unserer langen Korrespondenz bemerkt, daß wir uns verstanden. Ich habe ihr aber doch noch ein Buch Tolstois geschickt, damit sie über das Problem einer Ehe zwischen verschiedengearteten Menschen lesen könne.« Die Antwort auf diese Buchsendung habe ihn befriedigt und so sei diese Verlobung zustande gekommen. Er heiratete. Die Wunden, die eine Hysterikerin zeigt, sind irreal, aber die Wunden, die sie beibringt, bluten wirklich. Ein richtiger adeliger Faustmensch aber hat, als ihn ein Amtsrichter fragte, ob er die eidlichen Hirngespinste seiner früheren Frau für unwahr erklären könne, geschwiegen, die Zähne zusammengebissen, obgleich er in diesem Augenblick fühlte, daß sein Schweigen ihn vor einer demokratischen Justiz des Geistes richte. Solche Haltung kann der intellektuellen Publizistik, die höchstens einen »Dutzendmenschen« vor sich sieht, nicht imponieren. Und als der adelige

Faustmensch in diesem Grafen Moltke abgedankt hatte, brach der beredsame Geist, geführt von den Herren Harden und Bernstein, über die Schranken. Aber Herr Heinrich Mann, der Dichter, unterscheidet genau, auf welcher Seite die wahre Vornehmheit ist und was uns vor Europa täglich tiefer schändet. Die Presse repräsentiert ihm den Geist, und im Freundeskreis der Eulenburg und Gobineau sind die Faustmenschen zuhause... Herr Heinrich Mann wird nach dieser Probe seiner Verstandeskraft gut tun, sich auf die künstlerische Produktion zu beschränken. Herr Max Halbe wird daran nicht gut tun. Denn es ist immer noch besser, er gibt seine Meinung über den Fall Harden ab, als daß er den »Strom« schreibt. Daß Herr Halbe echten Humor hat, hat er nie zuvor bewiesen. Aber jetzt beschreibt er Herrn Harden wie folgt: »Ein Willensmensch, wie nicht gar viele über diese Erde gegangen sind, von exzedierender Phantasie, von dunkler, schwerblütiger Phantastik, ein napoleonesker Willensmensch, statt des Degens mit der Feder, wie ihn die Natur sich ausdenkt, wenn Zeiten sich wenden und alt gewordene Welten sterben sollen. Ein Willensmensch mit dekadenten Nerven, wie es der Verwünschung des Zeitalters gemäß. Ein Zerstörer wohl mehr als ein Aufbauer, wie es ebenfalls in der Sternenstunde bedingt. Einer, der Leiden über die Menschen bringt, aber auch einer — hier die sühnende Ausgleichung —, der unter dem Leidenbringen am letzten Ende selber am meisten zu leiden bestimmt ist. Einer aus der Luziferwelt, der in den Erdenkampf heraufgestiegen ist, um Erlösung zu suchen und, wenn es Gerechtigkeit gibt, sie jenseits unserer Grenzen auch zu finden. Ein grelles, seltsames Phänomen, nachgebornen Betrachtern, Gestaltern Anregung, Entzückung, Rausch, Leckerbissen, aber den Mitlebenden gefahrbringend, sich selbst ein dunkler Fluch und eine furchtbare Verantwortung ...« Dies von Herrn Halbe. Auf der Kegel-

bahn in München trifft er alle neun Musen, so kräftig ist seine Hand. Aber so gut ist ihm doch nichts gelungen, wie dieses Porträt eines Großen. Nicht minder glücklich ist das von Herrn Karl Henckell entworfene, dessen Dankbarkeit für einen Zeitschriftenverleger, der ihm Lyrik abnimmt, keine Grenzen des Geschmacks kennt. Wie kommt ihm Harden vor? »Harden kommt mir vor wie ein kühner und gewandter Ulan auf dem Felde des zeitkritischen Polemos, und wenn er mal mit Stachel und mit Sporn lossaust, so treffen die Stöße seiner blitzenden Lanze mitunter verblüffend gut oder böse — je nachdem. Dann schießt er, wütend attackiert, auch noch sein Pistol ab und sprengt, ehe sich Rauch und Staub verzogen haben, mit einer boshaft mokanten Grazie, die die feinste, verhaßteste und verräterischste Gebärde seines quälend überlegenen, bis zur Misanthropie mürrisch-reizbaren Geistes ist, seiner, soviel ich weiß, leider nur im Grune-, nicht im Sachsenwald belegenen Villa zu.« Daß sich so ein Lyriker gleich eine Schlacht vorstellen muß, wenn er Staub sieht! Und eine Heldentat, wenn ein »Pistol« vorgewiesen wird! Herr Herbert Eulenberg, eine Harden'sche Entdeckung, achtet außer dem »Fleiß« vor allem die »Amoralität« des Herausgebers der ‚Zukunft', in der er zur Stunde in Deutschland nicht seinesgleichen habe. Über die äußere Form der schriftlichen Arbeiten wird nichts gesagt. Aber die Amoralität eines Mannes ist jedenfalls bemerkenswert, der die Verlassenschaft toter Schauspielerinnen auf ihre Herkunft untersucht und die Zahl der Ehebrüche einer entlaufenen Prinzessin nachrechnet. Nietzsche war nur ein schwacher Vorläufer dieser Weltanschauung. Wie irrig der Glaube, daß Herr Harden auf die Instinkte der Moralbestie spekuliert, daß er die deutsche Bereitschaft sittlicher Entrüstung verwertet habe, als er das »Grüppchen« einflußlos machen wollte; wie ungerecht die Annahme, daß Herr Harden auf die Sitten-

musterung der Armee, die eine Folge seines Prozesses ist, stolz sei. Wir wissen, im Fall Harden handelt es sich um einen Feldzug der deutschen Sittlichkeit gegen Herrn Harden. Der ‚Simplicissimus‘, der die Zeitgeschichte ehrlich spiegelt, hat's oft behauptet, daß hier die offizielle Heuchelei ein Edelwild zutode hetzt. Ob Herr Harden den §175 abgeschafft oder konserviert sehen möchte, ob er diese oder jene Wirkung erzielt: sobald sich's um den § 175 handelt, gibt's nur Märtyrer. Ein Märtyrer ist auch der Erpresser, der das Bestehen des Paragraphen zu einem Raubzug, und der Herausgeber der ‚Zukunft‘, der es zu einer politischen Tat benützen muß; beiden ist ein stupendes Wissen gemeinsam. Und nicht antimoralisch, nein, amoralisch ist es, mit einer fröhlichen Wissenschaft um die Geschlechtsgewohnheiten von Grafen und Fürsten schwanger zu gehen und sie durch die Androhung einer deutlicheren Sprache zu einem Verzicht auf Amt und Einfluß zu zwingen ... Der Freiherr v. Wolzogen erklärt alles aus der Künstlerschaft des Herrn Harden. Er, der selbst keinen hat, hat an Herrn Harden »raschen Witz« entdeckt. Einen Witz, »der sein höchstes Behagen daran findet, verblüffende Zusammenhänge zwischen den verschiedenartigsten Dingen herauszufinden und durch künstliche Beleuchtungseffekte bald die eine, bald die andere Gruppe von Erscheinungen blendend hervorzuheben.« Gruppe? Nicht doch, Grüppchen! Aber die verblüffenden Zusammenhänge zwischen der Potenz des Ehegemals und der Befähigung zum Flügeladjutanten herauszufinden, könnte vielleicht auch einem Witz gelingen, wenn dessen Raschheit nicht durch krebsartige Neubildungen der deutschen Sprache gehemmt wäre und wenn nicht gelehrte Vergleiche und Zitate aus Jesaias die Deutlichkeit des Vorwurfs der Päderastie hinderten. Aber wenn die Annahme, daß Herr Harden über raschen Witz verfüge, eine offenbare Übertreibung

ist, echte Leidenschaft rühmen sie ihm alle ohne Ausnahme nach. Und das einzige, was ihm nach der Meinung des Herrn v. Wolzogen fehlt, ist ein Ministerportefeuille. Herr v. Wolzogen ist Aristokrat. Ich beurteile lieber das Niveau des deutschen Schrifttums nach den Aristokraten, die ihm angehören, als daß ich das Niveau der Aristokratie nach den Schriftstellern, die ihr angehören, beurteilen möchte. Denn sonst müßte ich zugeben, daß uns die Herrschaft dieser adeligen Faustmenschen vor Europa immer tiefer schändet und daß es wirklich höchste Zeit ist, daß einmal der Geist Macht erlange. Herrn v. Hofmannsthal möchte ich doch lieber ganz zur Literatur zählen. Er schätzt an Herrn Harden das berühmte »stupende Wissen«, das ich schon einmal als einen Druckfehler entlarvt habe. Aber ein Künstler — wenn er auch nur ein Künstler nach der Kunst und kein Künstler aus sich selbst ist — sollte sich schämen, derlei traurige Gewohnheiten schätzenswert zu finden. Immerhin ist die Anziehung, die Herr Harden auf diesen Dichter übt, verständlich. Beiden gemeinsam ist eben, daß sie sich, wenn sie Wein trinken, an dem Gefäß berauschen, nur mit dem Unterschied, daß Herr v. Hofmannsthal uns die eingelegten Edelsteine beschreibt, während Herr Harden nach jedem Schluck zum Zettelkasten geht, Rubrik P, und alles abschreibt, was er dort über Pokale findet. Beide schreiben Brokat, aber die Verse Hofmannsthals sind weniger feierlich ... Daß Seine Vehemenz, der alte Björnson, auch dabei sein muß, versteht sich von selbst. Er ist immer dort, wo irgendwer irgendwie unterdrückt wird. Er hilft den Ruthenen gegen die Polen, den Polen gegen die Preußen, den Rumänen gegen die Ungarn, den Ungarn gegen die Österreicher, er hilft immer und allen, und wo an dem Baum einer Kultur eine demokratische Wanze sitzt, preist er Gottes Wunder. Seine Politik ist die Bierbank ohne Alkohol, sein Losgängertum Regsamkeit ohne Geist, und wenn man vor dem

Nationaltheater in Christiania sein und Ibsens Standbild vergleicht, muß man zugeben, daß sein Gehrock besser sitzt. Es ist eine schöne Gewohnheit, den unterdrückten Brüdern in fernem Land die Hand zu reichen, besonders wenn man so ziemlich in den Angehörigen aller Nationen seine Brüder sieht, und es ist wahrhaft betrüblich, daß das Recht, Sendschreiben zur Erinnerung an die Aufhebung der Leibeigenschaft oder zur Aufmunterung der Deutschen in Österreich zu erlassen, schon an einen Mann in Hoboken vergeben ist. Ein Heiratsstifter der Völkerliebe, ein Doktor Klaus der Literatur, rauher Polterer mit einem Herzen, das er täglich auf einem andern Fleck hat, aber immer auf dem rechten, und vom Scheitel bis zur Sohle gesunder Menschenverstand... Dennoch tut es einem in der Seele weh, ihn neben den Herren Salten und Trebitsch — in der deutschen Presse sagt ein schmeichelhafter Druckfehler Trebitzsch — zu sehen, die man als Repräsentanten der österreichischen Kultur um ihre Meinung gefragt hat. Herr Salten ist zwar einigermaßen befangen, wenn es gilt, einem Parvenü seine Bewunderung auszusprechen, aber er weiß doch immer, welche Meinung man gerade trägt. Wo Herr Trebitsch — bleiben wir bei dieser Orthographie — zur Zeit arbeiten läßt, ist mir nicht bekannt. Aber mit großem Interesse habe ich aus einer Plauderei, die er schon vorher im ‚Morgen' veröffentlicht hat, erfahren, daß er auf einer Reise die Bekanntschaft Karl Haus gemacht hat. Dieser habe ihn in Wien besucht und darauf »bestanden, sein letztes Buch zu lesen«. Gott, was die Trebitschs Glück haben! Kaum hat der eine Grönland entdeckt, lesen wir, daß der andere Karl Hau kennen gelernt hat. Hau hatte lange in Amerika gelebt und dürfte darum an den Shaw-Übersetzungen manches auszusetzen haben. Da er aber auch sein Deutsch verlernt hat, soll ihm das Novellenbuch des Herrn Trebitsch ungetrübten

Genuß bereitet haben. Dagegen empfinden es alle Leser, die nicht vor einer Verurteilung zum Tode stehen und noch andere Wünsche an das Leben haben als den Drang nach der Lektüre einer Trebitsch'schen Arbeit, als eine unerhörte Belästigung, ihnen die Meinung eines beliebigen Dilettanten über den Fall Harden aufzutischen ... Wenn ich es beklage, daß sich Künstler dazu hergegeben haben, die Persönlichkeit eines Geschichtenträgers auf den Glanz herzurichten, so nehme ich natürlich auch das Votum des Herrn Otto Julius Bierbaum aus. In dieser seichtesten Pfütze des deutschen Dichterwaldes mag sich ein Harden als »Antiphilister von Grund aus«, als »aristokratische Empörernatur« und als »Fanatiker der Echtheit« spiegeln. Ich habe nichts dagegen. Herr Bierbaum ist glücklicherweise nicht in der Lage, Herrn Harden in die Unsterblichkeit mitzunehmen. Trotz einer genialen Satire auf die Alkoholgegner, die jetzt durch die ganze Presse geht und in der Herr Bierbaum den geradezu klassischen Scherz macht, sich von nun an »Milchbaum« nennen zu wollen. Fünfhundert Säuen ist nicht so kannibalisch wohl als wie diesem Vertreter der Lebensfreude; es graust ihnen ... Ganz ernsthaft gesprochen: Keine Enttäuschung vermag auch das begeisterte Eintreten eines Frank Wedekind für Herrn Harden zu wecken. Daß er in ihm eine »glühende Feuerseele« entdecken werde, war zu erwarten. Was aber die Meinung betrifft, die schriftstellerische Tätigkeit des Herrn Harden »gleiche den Schmerzensäußerungen eines Menschen, der auf der Folter liegt«, so scheint hier eine interessante dichterische Übertragung der Sensationen eines Lesers der ‚Zukunft' auf den Schreiber der ‚Zukunft' vorzuliegen. Wedekind muß oft Schilderungen solcher Qualzustände gehört haben. Denn er selbst hat einem Gerücht zufolge persönlich nie die Lektüre der ‚Zukunft' auf sich einwirken lassen. Im Gegenteil soll

er — demselben Gerücht zufolge, das mir unmittelbar zu Ohren gekommen ist — ausdrücklich die Erhaltung der ihm wertvollen Freundschaft mit Herrn Harden von einem Vermeiden der Lektüre der ‚Zukunft‘ abhängig gemacht haben. Das wäre nur begreiflich. Wedekind ist eine zu große Persönlichkeit, um an die Menschen seiner nächsten Umgebung andere als gesellschaftliche Anforderungen zu stellen. Wedekind ist aber auch ein zu feiner Empfinder künstlerischer Dinge, um nicht selbst den angenehmsten Tischnachbarn zu opfern, wenn er ihm dahinter käme, daß er geschwollene Artikel schreibt. Nicht daß er diesem für das bodenlose Nichtverständnis seiner dramatischen Welt gram wäre, dem Redakteur, der den Lyriker Suse protegiert, für sein wegwerfendes Urteil über ein Gedicht wie »Ilse«. Aber ich denke, er würde statt einer glühenden Feuerseele eine ausgekühlte Wassersuppe vorfinden, und das führte unerbittlich zur Entzweiung. Der Mann, der »Frühlingserwachen« geschrieben hat, müßte gewiß nicht den Anspruch erheben, als Kritiker ernst genommen zu werden, aber ich bin davon überzeugt, es risse ihm die Geduld, wenn er läse, daß Herr Harden seine Dichtung einen »Lenzmimus« nennt, in dem »das Männern der Knaben und das Böckeln der Mädchen« geschildert werde. Heute schätzt Wedekind an Herrn Harden vor allem, daß er verheiratet ist. Ich meine das ganz ernst. Es ist ein Zug, der die Tragik dieser genialen Zerrissenheit vermehrt: Die von der höllischesten Phantasie ungezähmte Sehnsucht nach dem Himmelreich des konventionellen Lebens. Daß Herr Harden als Teilnehmer einer Tischgesellschaft verdaulicher ist als in seinen Reden an die deutsche Nation, liegt außer allem Zweifel, und wer Wedekind kennt, weiß, daß ihm nicht nur die Behaglichkeit über alles geht, sondern vor allem das Gefühl, daß er sich ihrer in jedem Augenblick versichern und jeden

fressen kann, dem's nicht behaglich ist. Dieser Polyphem, der mit seinem Einauge Welten sieht, die den Zweiäugigen verschlossen sind, muß in seiner Höhle einen Niemand bewirten. Ich fresse meine Menschen selbst . . . Und daß ein August Strindberg — wieder ein Sonderbarer — seinen Übersetzer angewiesen hat, Herrn Harden seine »grenzenlose Hochachtung« zu bezeugen und ihm zu sagen, er sehe in ihm einen Weltbürger, und wenn er zum Giftbecher verurteilt würde, einen Sokrates, und er halte es »für eine Ehre, an einer Ecke seiner Werkstätte mit ihm haben arbeiten zu dürfen; das sei seine einfache Ansicht, die er nicht unterdrücken kann« — nun, so ist das auch nicht tragisch zu nehmen. Was können denn die Dichter dafür, wenn sie die Journalisten zu einem Urteil prostituieren? Auch wäre es möglich, daß wieder ein Übersetzerfehler vorliegt. Ich bezeuge August Strindberg meine grenzenlose Hochachtung, aber meine einfache Ansicht kann ich nicht unterdrücken, daß ein Geist von seiner Ausdehnung es sich zwar nicht zur Ehre anrechnen muß, an einer Ecke der Werkstätte des Herrn Harden mitarbeiten zu dürfen, daß es aber immerhin in seinem Interesse liegen kann, sich zur Plazierung seiner Novellen ein »warmes Eckchen« mehr zu erhalten. Es ist »erweislich wahr«, daß der Übersetzer Strindbergs und rührige Vertreter seiner Interessen im Grunewald wohnt. Aber es ist wohl auch mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß Strindberg nicht nur nicht Deutsch, sondern auch nicht die Aufsätze des Herrn Harden liest.

Im Allgemeinen möchte ich mir die Ansicht erlauben, daß die Dichter hereingefallen sind. Gewiß, es könnten Männer von Herz und Kopf sein, die Herrn Hardens Tat noch die politische Ausrede glauben. Je wertloser der Pofel ist, der unter der Marke Politik ausgeboten wird, desto größer ist ja der Respekt, den Menschen davor empfinden, die ein inneres Leben

hoch über die Ambitionen eines Vaterlandsretters erhebt. Das ist eine Erscheinung von schmerzhaftem Humor. Ja, aber »die Quelle seiner Handlungen«, heißt es schließlich, »ist eine billigenswerte Gesinnung; er hat in dem Bestreben gehandelt, seinem Vaterland zu nützen«. Ob das nicht an und für sich schon eine trübe Quelle ist, mögen Weltbürger beurteilen. Ich halte es dafür und ich sage, daß die patriotische Gebärde mir in jedem Fall die literarische Persönlichkeit verdächtig macht. Politik kann einen Künstler machen, aber ein Künstler kann nicht Politik machen. Ein Schriftsteller, der Politiker ist, wird sich bei näherer Betrachtung als Journalist herausstellen, dem die Politik eine zufällige Beschäftigung ist. Und die politische Beschäftigung eines Journalisten ist uninteressant wie jeder andere Beruf, den einer ergriffen hat und von dem er nicht ergriffen ist. Politik kann eine Weltanschauung sein, aber sie kann auch eine Livree sein, die man in der Maskenleihanstalt erhält; man lasse sich nicht verblüffen. Wenn ein Bismarck Politik lebt und schafft, politischen Inhalt zum Kunstwerk der Sprache gestaltet, ist's etwas anderes, als wenn einer über den Dreibund schreibt, der gestern über Herrn Reinhardt geschrieben hat und morgen über die Geldkrisis schreiben wird. Ehrlich kann alles gemeint sein, aber ist es die Ehrlichkeit des künstlerischen Schaffens? Sind es Werte, an die man einen andern als einen sozialen Maßstab legt, und für die sich Künstler begeistern müssen? Wenn einer von ihnen eine Wiese beschreibt, so bringt er die Menschheit weiter, und ist aktueller, als wenn ein Journalist sich über die Algeciras-Konferenz ausläßt, und möge er auch, unbeirrt von den Ereignissen, statt Marokko Marrakesch sagen. Aber Dichter, die Wiesen beschreiben, haben einen heillosen Respekt vor den poltischen Weltumfassern. Wie sollte es erst der Bürgerverstand gelten lassen, daß einer einen »Politiker«

erledigt hat, wenn er ihn als schlechten Stilisten entlarvte? Nun, hätte ich das Unglück, in Dingen der Politik beschlagen zu sein, ich wollte mich dennoch nicht so tief herablassen, Herrn Harden politische Unsinnigkeiten nachzuweisen. Man sagt, ich sei die Betrachtung des Politikers Harden schuldig geblieben. Aber ich habe mich ihrer bloß nicht schuldig gemacht. Dieses Plus wäre ein Mangel, der mich beschämen könnte. Die bloße Tatsache, daß Herr Harden sich mit Politik beschäftigt, kann zum Beweise seiner Nichtpersönlichkeit beitragen. Würde ich nachweisen, wie verkehrt er sich mit Politik beschäftigt, so wäre dies ein Beweis gegen meine Persönlichkeit. Daß Herrn Harden der Funke fehlt, kann ich aus einem Satz, den er schreibt, viel besser erschließen, als aus einer Meinung, die er ausspricht. Was gehen mich aber noch seine Meinungen an, wenn ihm der Funke fehlt? Ich habe gezeigt, daß ein Wagner kein Faust ist; ob die Bewunderung von Kindern oder Affen im einzelnen Fach verdient ist, ob Herr Harden in der Politik, wo er »alles wissen möchte«, wirklich »viel weiß«, scheint mir unerheblich. Wenn sich so einer in den Geist der Zeiten versenkt:

> Da ists denn wahrlich oft ein Jammer!
> Man läuft euch bei dem ersten Blick davon.
> Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
> Und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion,
> Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
> Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Mir kam's darauf an, einem trockenen Schleicher, der mir die Fülle der Gesichte stört, zuzurufen:

> Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
> In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
> Sind unerquicklich wie der Nebelwind!

Nur, daß es just Dichter sind, die die Regenwürmer, welche die gierige Hand eines Schatzsuchers findet, für Schätze halten, ist traurig. Aber die Menschlichkeit hinter dieser Larve des Wissensdurstes, des politischen Strebens und des historischen

Sinns müßte ihnen doch ins Auge springen. War der Schreiber ihnen ein Problem, der Angeklagte konnte es nicht mehr sein. Was in dieser Verhandlung strittig war, konnte nur die Frage sein, ob die Rippenfellentzündung des Herrn Harden rechts- oder linksseitig ist. Der Charakter war eindeutig. Je mehrdeutig die Taktik der Verteidigung war. Im ersten Prozeß hatte Herr Harden sich darauf verlegt, alles zu beweisen, was er nicht behauptet hatte. Schon das waren zwei rostige Eisen im Feuer: entweder der Wahrheitsbeweis gelingt oder die Schuldfrage wird verneint. Herr Harden versicherte immer wieder, nicht das geringste behauptet zu haben, aber alles beweisen zu können. Und nachdem er noch im Plaidoyer in Abrede gestellt hatte, den Mitgliedern der Liebenberger Tafelrunde irgendetwas am Hosenlatz geflickt zu haben, schlug er sich zum Schluß an die Brust und rief: »Ich hab's gewagt!« Daß dieses Wort von Hutten ist, ist erweislich wahr. Die Ansichtskarte, mit der Herr Harden damals seinen Gratulanten dankte, bringt das Bild einer Villa und daneben die Verse: »Da laß' ich Jeden lügen und reden, was er will; hätt' Wahrheit ich geschwiegen, mir wären Hulder viel«. Die Villa ist von Harden, die Verse sollen von Hutten sein. Ich bin nicht gebildet genug, um das genau zu wissen, aber ich bin objektiv genug, um sie schön zu finden, wenn sie von Hutten, greulich, wenn sie von Harden sind. Immerhin, nach der ersten Verhandlung stand er auf dem Standpunkt, er habe nicht nur die Wahrheit gesagt, als er den Grafen Moltke für homosexuell erklärte, sondern damit auch »eine Wahrheit« verkündet. Noch in seinem Plaidoyer hatte er versichert, überhaupt nie nichts gesagt zu haben. Was immer nun Herr Harden tut, ihm sind der Hulder viel. Und es ist eine rechte Schande für Deutschland, daß sich Schriftsteller finden, die ob Herr Harden Wahrheit oder Unwahrheit gesagt, Wahrheit oder Unwahrheit geschwiegen hat, ihn für einen

Sieger oder für einen Märtyrer halten. Und daß sie ihm nicht einmal auf die Finger sahen, als er nach dem ersten Prozeß seinen Schlußvortrag in der ‚Zukunft‘ veröffentlichte. Der Angeklagte darf Wahrheit schweigen; daß aber auch ein Publizist lügen darf, steht in keiner Strafprozeßordnung. Herr Harden »hats gewagt«, dem Grafen Moltke nicht das Geringste nachzusagen. Die paar Sätze, die er über Eulenburg und dessen Freunde schrieb, seien in seiner Wochenschrift gar nicht bemerkt worden. »Als im Mai dann der Lärm entstand, fragten hundert Leser: Wann war das? Wo hat das gestanden? Wir haben es nicht gelesen. Ich mußte antworten: Ich auch nicht; ich habe es weder gelesen, noch geschrieben«. Er hat's bloß gewagt. Und in derselben Nummer der ‚Zukunft‘ läßt er den köstlichen Grafen Reventlow (der ihn auch gegen den Vorwurf der »Manieriertheit des Stils« verteidigen muß: dieser »treffe nicht zu, denn er schreibt, wie er spricht und wie er ist«) das folgende Geständnis machen: Harden habe ihm bei einem Besuche gesagt, »er habe mit überlegter Absicht eine Sprache geredet, die nur denen, die er treffen und politisch einflußlos machen wollte, verständlich sei«. Aber selbst das, was diesen verständlich ist, ist noch nicht als eine Beschuldigung homosexueller Neigung zu verstehen. Gott bewahre! Inkriminiert ist der Satz: »Ich würde mir's dreimal überlegen, ehe ich das (nämlich daß Herr v. Tschirschky enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg unterhalte) von einem Mann sagte«. Das soll beileibe keine Anzüglichkeit sein! Mit Händen und Füßen wehrt sich Herr Harden — nicht nur vor Gericht, auch in seinem Blatt — gegen solche Zumutung. Noch nie habe ein Mensch Herrn v. Tschirschky der Homosexualität verdächtigt. Sei er »so verrückt, andeuten zu wollen, dieser habe ein Verhältnis mit dem Fürsten Eulenburg«? Und: Er selbst kenne doch Herren, die dem Fürsten E. nahestehen.

Verachte er sie darum? Sitzen sie nicht an seinem Tisch? Der Satz war »nur politisch gemeint«. Man verschone ihn mit Interpretationen und Konstruktionen. Solche Manöver habe er nicht erwartet. Er glaubte, hier solle die Wahrheit gesucht werden . . . Wir auch; auch wir haben solche Manöver nicht erwartet. Bei allem Mißtrauen gegen Herrn Harden. Und der Prozeßgegner war offenbar so sprachlos darüber, daß er es unterließ, Herrn Harden die schlichte Frage zu stellen, warum er denn nicht geschrieben habe: ich würde mir's dreimal überlegen, ehe ich das von einem Menschen, oder von irgendjemand sagte. Und auch dann wäre eine »dreimalige Überlegung« bedeutungsvoll. Jedenfalls war schon durch einen stilistischen Einwand allem Gerede ein Ende zu machen und zu sagen, daß hier nicht der Drang nach speckiger Ausdrucksweise, sondern eine andere Absicht das Wort »Mann« gewählt hat. Man mußte nicht ins begriffliche Detail gehen, aber es hätte gelohnt: den Herrn von T. wollte Herr Harden gewiß nicht verdächtigen. Wohl aber den Fürsten E., dessen Freundschaft eben Herrn v. T. nach der Andeutung des Herrn Harden verdächtigen könnte. Er war nicht »so verrückt«, ein Verhältnis anzudeuten, aber er wollte einen Verdacht andeuten, in den sich ein Mann durch eine Beziehung zum Fürsten Eulenburg bringe. Jetzt möchte Herr Harden womöglich die »dreimalige Überlegung« als einen Beweis für die Harmlosigkeit jener Wendung ausspielen: er würde sichs dreimal überlegen, ehe er vom Fürsten Eulenburg überhaupt etwas sagte . . . Und er ist empört, daß man ihm auch die Stelle: »Kaum hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftrat Lecomte (der ja nicht auf den Vordereingang angewiesen ist) artig erklärt . . .« allzu metaphysisch deute. Alles ist Politik. »Soll etwa auf ein erotisches Verhältnis zum Staatssekretär hingedeutet sein? Das wäre doch

heller Wahnsinn. Da sieht man, wohin solche gewaltsame Interpretiererei führt«. Gewiß wär's heller Wahnsinn. Und es sollte auch wieder nicht auf ein erotisches Verhältnis zum Staatssekretär, sondern auf eine erotische Gewohnheit des Botschaftsrats hingedeutet sein. Aber wohin führt solche gewaltsame Interpretiererei erst, wenn man selbst der Stelle »Blickt auf diese Tafelrunde: Philipp Eulenburg, Lecomte (den Tout-Paris nicht seit gestern kennt), Kuno Moltke, Hohenau, des Kanzlers Ziviladjutant Below: die träumen nicht von Weltbränden; haben's schon warm genug« eine schielende Tendenz gibt. »Meine Herren Richter, auch hier brauchen Sie mir nicht zu glauben; ich verlasse mich wiederum auf Ihr Gefühl für Logik und Vernunft. Sollte und konnte der Engländer, den ich reden ließ, sagen: Die Leute da drüben wollen keinen Weltbrand, denn sie sind homosexuell? Oder ist der Sinn des Satzes einfach: Die Leute da drüben brauchen nicht in einem Weltkrieg Vorteil zu suchen, denn sie sitzen schon in warmen, behaglichen Stellungen . . . Welche logische Möglichkeit gibt es, zu sagen: Diese Herren wollen keinen Weltbrand, keinen Krieg, denn sie sind geschlechtlich abnorm?« Daß dich das Zipperlein! Stand das wirklich in der ‚Zukunft', wurde es nicht bloß im Gerichtssaal geschwätzt? Wenn ich den Doppelsinn eines Witzes spalte — auch eines noch so dürftigen —, wenn ich den Witz verwörtliche, kommt freilich ein Unsinn heraus. Herr Harden wollte tatsächlich nicht sagen: Die Leute wollen keinen Weltbrand, denn sie sind homosexuell. Aber er wollte auch nicht bloß sagen: Die Leute wollen keinen Weltbrand, denn sie haben es behaglich genug. Er wollte beides sagen: Kein Weltbrand, weil behaglich genug, und wenn ich statt behaglich warm setze, gibts einen schönen Doppelsinn. Legt man ihn dann auf eine Bedeutung fest, wird er zum Unsinn. Aber wir sind vor einem Schöffengericht und da kann man uns dumm machen, als ob wir in

einem Kinderzimmer wären. Alles ist politisch gemeint. Und während man bisher die politische Ausrede so verstanden hatte, daß die Enthüllung der »Normwidrigkeit« politischen Zwecken dienen sollte, wird uns jetzt die Aufklärung, daß von Enthüllung der »Normwidrigkeit« keine Rede sein könne, daß vielmehr auch die Sprachwendungen, mit denen man sie betrieben glaubte, harmlose politische Formeln seien, die nicht das geringste mit geschlechtlichen Anspielungen zu tun haben. Am Ende hat Herr Harden gar nicht einmal Päderasten bloßgestellt, um dem Vaterland zu dienen, sondern bloß das Vaterland bloßgestellt, um Päderasten zu dienen? Man kennt sich nicht mehr aus. Herr Bernstein, der erst im zweiten Prozeß alles in Abrede stellt, ruft noch im ersten: »In den Artikeln stand deutlich zu lesen: Herr Lecomte, der Freund von Phili Eulenburg und Kuno Moltke, ist Päderast. Was mußten denn die Herren tun, als die Angriffe erschienen, wenn sie sich unschuldig fühlen? — Klagen! Das deutsche Wort: klagen! Und wenn sie nicht klagen, dann sind sie schuldig. Denn für einen Ehrenmann, dem man so etwas nachsagt, gibt es nur eins.« Herr Harden aber beschwert sich schon im ersten Prozeß darüber, daß man ihm Dinge in den Mund lege, die er nicht gesagt habe. Man könnte ihm am Ende auch die Stelle über Herrn Lecomte und Tout-Paris verdächtigen. Er baut vor: Herr Lecomte will auch keinen Krieg. »Kennt Tout-Paris den Botschaftrat etwa als Homosexuellen? Nein; aber als ungemein friedfertigen Sohn eines Kaufmannshauses.« Was wetten wir, daß Tout-Paris in der Familiengeschichte der Lecomtes weniger beschlagen ist als Herr Harden! Und noch ein Argument für die Reinheit seiner Absichten: »Die Abnormität«, ruft er, »wäre doch kein Hindernis kriegerischer Leistung.« Ah da schau i ja, sagt neuestens peinlicherweise der Wiener in solchen Fällen. Wenn er es sich nämlich gemerkt hat, daß

Herr Harden in demselben Plaidoyer eine Viertelstunde früher erklärt hat, daß die Homosexuellen »nicht auf jeden Platz, nicht in jede Region passen. Sie können, wo mehrere sich zusammenfinden, unbewußt Schaden stiften. Besonders an Höfen, wo die ganzen Männer es schwer genug haben« ... Hat also Herr Harden »mit überlegter Absicht eine Sprache geredet«, die nur den Eingeweihten verständlich sein sollte, oder hat er auch das nicht getan? Ist er berechtigt, sich gegen die »Interpretiererei« und »Wortdüftelei der Klage« zu verwahren, oder hat der gute Graf Reventlow als Zeuge im zweiten Prozeß die Wahrheit gesagt, als er angab, Herr Harden sei »vollkommen unterrichtet gewesen, daß in den Ausdrücken seiner Artikel die homosexuellen Momente herauszulesen waren«? Hat er's gewagt oder hat er's nicht gewagt? Entscheiden wir uns in Gottes Namen für beides. Nur die Gleichzeitigkeit ist unerträglich. Nehmen wir einmal an, er hat nichts gesagt. Was sollen wir dann antworten, wenn er sich immer wieder darauf beruft, er habe schon am soundsovielten den Liebenberger Herren sagen lassen: »Harden hält Sie für sexuell anormal«? Gewiß eine würdige Botschaft, die ein moderner Kulturmensch fremden Leuten übermitteln läßt. Aber wenn er's tat und in seinen Artikeln nichts von dieser Überzeugung verlauten ließ, dann stehen wir vor einem Spiel des Zufalls, das in seiner Art wirklich reizvoll ist. Herr Harden hat eben zufällig denselben Herren, über die er in seinen Artikeln nicht geschrieben hat, daß sie normwidrig seien, sagen lassen, daß er sie dafür halte. Und der Zufall läßt es dabei nicht bewenden: Herr Harden kann sogar beweisen, daß sie es sind. Welche Zufälle doch in der Welt des erweislich Wahren ihr Spiel treiben können! Der Fürst Eulenburg hat es warm, das heißt bloß: er hat es behaglich. Aber ich lasse ihm sagen, daß ich ihn für einen warmen Bruder halte, und ich mache mich erbötig, zu beweisen, daß er es ist. Schreibt

einer, A habe lange Finger. Wird gefaßt und sagt: Habe ich behauptet, daß A ein Dieb sei? Das ist »eine meiner stilistischen Schwächen«, daß ich gern das Wort lang mit dem Wort Finger verbinde, ich habe bloß aus ästhetischen Gründen darauf hingewiesen, daß die Finger des A zu lang sind. Wenn man mich aber dazu zwingt, werde ich beweisen, daß der A gestohlen hat. Im Gebiet des erweislich Wahren ists nur ein Zufall. Aber im Gebiet des begrifflichen Denkens läßt sich als Regel aufstellen: Wenn ein langer Finger auch sonst nur ein langer Finger wäre, hier läßt sich schon aus dem glücklichen Zusammentreffen dieser ästhetischen Feststellung mit der Bereitschaft, einen Diebstahl nachzuweisen, auf eine andere Absicht des Schriftstellers schließen, der von einem langen Finger gesprochen hat. Wenn ich nichts behauptet habe und zufällig gerade das beweisen kann, was ich nicht behauptet habe, so ist diese Möglichkeit der Beweis dafür, daß ich behauptet habe. Eine Abfuhr stilkritischer und begrifflicher Art hätte also dem Herrn Harden widerfahren müssen, ehe er endlich selbst zugab, daß er Wahrheit nicht geschwiegen habe. Ehe er am Schlusse seines Plaidoyer es wagte, wirklich wagte, dem Grafen Moltke die folgende Ehrenerklärung zur Unterschrift vorzuschlagen: »Dieser Harden, der das Alles seit fünf Jahren weiß und in seinem Schreibtisch hat und für wahr halten muß, der hatte wirklich allen Grund zu glauben, daß ich sexuell nicht normal bin, und ich muß zugeben, daß er von diesen Kenntnissen den taktvollsten und maßvollsten Gebrauch gemacht in einer Zeit, wo man ihn in den Dreck gezogen hat. Und da ich ein Christ bin und ein Ehrenmann und ein Kavalier und nicht will, daß ein Unschuldiger leidet, so sage ich: Allermindestens hat der Mann den guten Glauben gehabt; und ziehe die Klage zurück«.

In dieser Welt lebt Herr Harden, leben seine literarischen Verteidiger. Und nicht einmal von dem

publizistischen Nachspiel der Affenkomödie fühlen sie sich ernüchtert. Daß Herr Harden die Prozedur ein »Gerichtsskandalum« nennen werde — sein politischer Kollege vom ‚Morgen‘, der ihn hinreißend lustig kopiert, sagt »Skandalon« —, war vorauszusehen. Aber diese posierte Schmerzhaftigkeit: »Und Hau hat nur eine alte Frau ermordet; der im Grunewald aber — —« sollte auch Dichtern einen Brechreiz beibringen. Die Weltverlorenheit des Grunewalds ist mit einer der fünfzig Berliner Hoch- und Untergrundbahnen in zehn Minuten zu erreichen, alle Bankdirektoren wohnen in diesem Wald, aber trotzdem hat er gar nichts Unwirtliches, höchstens daß das Echo dort mit geschwollenen Wendungen antwortet. Natürlich wird es darin von dem lustigen Burschen im ‚Morgen‘ übertroffen. Er kann das Wort »Grunewald« gar nicht mehr in Verbindung mit dem Wort »Harden« aussprechen, sondern er sagt, man habe einen Parlamentär »in den Kiefernhain geschickt«. Eine drolligere Unterhaltung gewährt zur Zeit die deutsche Literatur nicht, als diese politischen Artikel des ‚Morgen‘, die wirklich die Folterqualen des Harden-Stils in Heiterkeit auflösen. Was war mein parodistischer Versuch dagegen! Der Mann schreibt Betrachtungen unter dem Titel: »Prolegomena« oder »Peccatores«, nennt Hohenlohe einen »stillen Mächler«, klagt, man habe in Deutschland »schwichtigender Vernunft jedes Ohr versagt«, spricht von »Sensatiönchen«, erkennt daran, daß Herr Harden verurteilt wurde, »kein Opfertier rede uns mehr von Frejas, Tivaz Ermnaz', des Allumfassers, Wünschen« (was ist das?), zitiert Seneka, will natürlich »aussprechen, was ist« und fragt, ob der Herausgeber der ‚Zukunft‘ »in den letzten Tagen nicht manchmal der Worte gedacht, die Beranger einst für Chateaubriand schrieb«. Aber selbstverständlich hat er daran gedacht! Ob er »sich nicht manchmal der Sprüchlein erinnerte, in denen mittelalterlicher Humor

das bei Hegendorf zuerst aufgetauchte Wort u. s. w. u. s. w. zu variieren liebte.« Hegendorf? Den hat doch jeder bessere Mensch bei der Hand, wie sollte sich der Herausgeber der ‚Zukunft' nicht sofort erinnern! Beide wissen natürlich auch auswendig, was am 9. Mai 1749 Friedrichs Großkanzler Coceji seinem König sagte ... Man könnte nun glauben, daß es außer Herrn Harden einen Menschen, der so schreibt, nicht gibt. Aber den gibts wirklich. Er könnte Herrn Harden vier Monate lang vertreten und man würde keinen Unterschied merken. So wenig haftet die Eigenart dieses Stils an der Persönlichkeit und so sehr an dem erlernbaren Trik. Vom Trik aus kann freilich auch der Charakter, oder wie diese Stilisten sagen, »das Ethos« erobert werden. Wer sich in die Schreibweise des Herrn Harden so vollendet und ohne parodistische Absicht einzufühlen vermag, dem kommen auch die Eigenschaften des Herrn Harden wie geflogen. Er kann etwa ganz genau so drohen wie dieser, das Machtmittel der Druckerschwärze genau so in einer hinweisenden Geste verwenden, ehe ausgesprochen wird, was ist, oder was auch nicht ist. Der ‚Morgen', das ist doch jenes Schandblatt der Kultur, das knapp vor dem ersten Prozeß »Material« über den Grafen Moltke veröffentlicht hat, um die Einstellung des Verfahrens zu erzwingen. Graf Moltke sollte überweisbar sein, einem dänischen Lustknaben dreitausend Mark geschickt zu haben. Der ‚Morgen', das ist jene Revue, auf deren Titelblatt die Herren Professor Sombart, Richard Strauß, Georg Brandes, Richard Muther und Hugo v. Hofmannsthal als Herausgeber stehen. Die Mitteilung über die Affäre des dänischen Lustknaben stammte aber nicht, wie man meinen könnte, von Georg Brandes, sondern war in einer Zuschrift aus Berliner Erpresserkreisen enthalten, die auch dem Rechtsanwalt des Grafen zugegangen war. Tatsächlich hatte der Graf Moltke dreitausend Mark gegeben; aber es war ein anderer Graf Moltke. Da

es freilich einem Kulturblatt nicht um die Person, sondern um die schöne Sache zu tun ist, verlor das »Material« durch die Richtigstellung nichts von seinem Wert. Und jetzt droht der Politiker des ‚Morgen‘ mit der Publikation eines ärztlichen Zeugnisses über die Sexualität des richtigen Grafen Moltke, das in den Akten des Ehescheidungsprozesses enthalten sein soll. Denn er ist empört darüber, daß man Herrn Harden, der bekanntlich ein Amoralist ist, eine Strafe zugedacht habe, »die der Gesetzgeber für Diebe, Zuhälter, Huren, Mündelgelddefraudanten und ähnliche Ehrenbürger als Sühne bewiesener gemeiner Gesinnung ins Strafrecht aufgenommen habe«. Erpresser kriegen freilich nicht Gefängnis, sondern Zuchthaus... Welch eine Horde! Und dies Treiben vermag Dichter nicht abzustoßen! Im ersten Prozeß hatte Herr Harden gesagt, er habe nichts behauptet, aber er könne alles beweisen, im zweiten hat er nichts behauptet und auch die Zumutung, etwas zu beweisen, abgelehnt. Und jetzt hat er wieder Lust, zu beweisen. Durch einen aus Wien eingewanderten Sensationsreporter, der in Berlin für das ‚Neue Wiener Journal‘ korrespondiert und dort die schmutzige ‚Zeitung am Mittag‘ versorgt, lanciert er seine Drohungen. Durch einen Menschen, von dem erzählt wird, daß er in philosophischer Erfassung seines Berufes, in sichtbaren Lettern über seinem Redaktionstisch die Devise angebracht hat: »Ich broche zu haben Dreck!« Da lesen wir denn: »Wie Ihr Korrespondent von einer Harden nahestehenden Seite erfährt, wird Harden durch die überraschende Schärfe des Urteils gezwungen sein, die letzten Rücksichten, die er auch auf seine Gegner nehmen zu müssen glaubte, fallen zu lassen und nunmehr mit neuen Tatsachen und Beweisen hervorzutreten, die dem ganzen Verfahren vermutlich eine neue Wendung geben werden. ... Immerhin steht so viel fest, daß die Sache ein ganz anderes Gesicht bekommen wird und daß sie nun-

mehr einen Umfang annehmen dürfte, von dem man bisher noch gar keine Ahnung hatte. Man darf sich auf politische Enthüllungen von sensationellstem Charakter gefaßt machen.« Und: »Dem kranken Harden war es nicht möglich, das ungeheure, von den verschiedensten Seiten ihm angebotene Material auch nachzuprüfen und kritisch zu sichten, geschweige denn es zu verwerten. Das wird nun nachgeholt und es wird dann auch in die Vergangenheit und das Vorleben gewisser Leumundszeugen schonungslos hineingeleuchtet werden«. Dem kranken Harden waren »die Hände gebunden«. Nur Fürst Eulenburg, der auf Krücken sich in den Gerichtssaal schleppen lassen mußte, hatte volle Bewegungsfreiheit. Die Frage: Würden Sie es verantworten, daß Fürst Eulenburg hier tot hinsinkt? hatte Herr Harden vor dem Schöffengericht mit einem lauten und vernehmlichen »Ja« beantwortet. Später sagte er, es stehe nichts davon im Protokoll. Fürst Eulenburg, der im ersten Prozeß bekanntlich deshalb nicht erschienen war, weil »auf Meineid Zuchthausstrafe steht«, ließ sich in die zweite Verhandlung tragen, legte seine Aussage ab, ließ sich so oft in die Verhandlung tragen, als es der Gesundheitszustand des Herrn Harden, der an einem Grippchen erkrankt war, erlaubte. Noch sind diesem die Hände gebunden. Er ist leidend und kann vorläufig nur unter einem Pseudonym für die ‚Zukunft' schreiben. Wenn »Ernst Frank« nicht Herr Harden ist, kann's nur der Mann vom ‚Morgen' sein. Das ist aber dasselbe. Es genügt, daß »der Kriegslärm durch den letzten Advent tobte«, daß die Abgeordneten »die vom Volk Erkorenen« sind, und daß die politischen Ereignisse vor Weihnachten in die Zeit fallen, »ehe der Tag noch wurde, der der Feier unter der Lichttanne folgt«. Eine Kundgebung des Kanzlers ist »eine Epistel, die seines Wollens Ziel den von ihm Regierten erklären sollte«; es handle sich nämlich um ein Wort, »das des Werdewesens Kern umschrieb«. Eine Jahresrevue,

die eigentlich von meiner Parodie abgeschrieben ist, sogar »Herr Albert Honorius« fehlt nicht: »acht Tage lang wurde gefestet, wurde eine königliche Bühne durch käufliche Sterne (der Amoralist!) entweiht, der Herr von Monte wie der Mächtigsten der Erde Einer gefeiert«. Ganz sicher sei es, »daß kurz nach des Tiefseeforschers Abreise Marianne mit dem Marokkaner zu äugeln begann. Nicht lange vergebens. In Marrakesch . . .« Na also, er findet sich wieder. Hochsommer? »Die Zeit, da die Höhenfeuer zum Nachthimmel flammten und die Sonne sich wieder zum Äquator wendete«. Die gegenwärtige politische Situation? »Innerer Hader, der sich an die Stelle des Festens drängt«.

Er findet sich wieder. Noch sind ihm die Hände gebunden. Schon weiß er viel, bald wird er alles wissen. Im Historischen und im Päderastischen. Er hat selbst nie ein Aufhebens von seiner Wissenschaft gemacht. »Herr Oberstaatsanwalt, zwingen Sie mich nicht, auch noch den letzten Trumpf auszuspielen!« Wenn man ihn zwingt? Der letzte Trumpf war die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen. Ein Versager. Er hatte sie bei Herrn Schweninger zufällig kennen gelernt, das heißt, er war zufällig zur Stelle, als sie kam. Sie sprach, wie dies schon Erbprinzessinnen zu tun pflegen, über die Perversität des Grafen Moltke. »Aber nachher wußte sie nichts mehr davon«, ganz wie Wedekinds Lulu. So sind die Weiber im allgemeinen und die Erbprinzessinnen im besondern. Ja, wer auf Frauenzeugnis baut! Bismarck waren die Weiber ein Hindernis in der Politik, er hätte sich nie mit der Frau v. Elbe zu einer Staatsaktion verbündet. Und als die Frau des Bezirkshauptmanns Hervay in Leoben verurteilt wurde, schrieb Herr Harden einen Artikel, in dem er von der Angeklagten die kriminelle Verantwortung nahm und ihre Handlungen, die seiner Sittlichkeit ein Greuel waren, mit der »pseudologia

phantastica« entschuldigte. Ein Verbrechen kann eine solche Patientin also nicht begehen, aber zur Zeugenschaft ist sie tauglich. Herr Harden lernte die Frau v. Elbe kennen. Nun, er wurde eben »getäuscht«. Wer nicht? »Sogar« Herr Schweninger — die Freunde des Herrn Harden werden nicht müde, es zu betonen — ist getäuscht worden; und das ist umso auffallender, als doch bekanntlich die Bader am meisten von der Hysterie verstehen. Viel weniger auffallend ist, daß ein Psychiater getäuscht wird. Daß Nervenärzte die Lügenhaftigkeit einer Frau für einen ethischen Defekt halten, war längst bekannt. Hysterie, das wissen bloß die Laien, spiegelt Krankheiten vor. Ein Zeuge berichtet über einen Fall, in dem die Frau v. Elbe einem Arzt eine Krankheit vorgespiegelt habe. »Nein«, sagt der Arzt, »ich bin fest überzeugt, daß die Hysterie der Gräfin niemals vorgespiegelt war«. Solche Kennerschaft verblüfft nicht. Dafür hat der Prozeß die Komik des Typus »Gerichtspsychiater« bereichert. Neu ist der Päderastensucher. Herr Magnus Hirschfeld hört zu, wie eine Hysterikerin einen Mann für normwidrig erklärt, und gibt nicht ein Gutachten über die Frau, sondern über den Mann ab. Ein Gerichtshof sagt ihm dann, daß die Aussage der Frau nicht glaubwürdig sei, sie leide nämlich an Hysterie: und er zieht sein Gutachten über den Mann zurück. Herr Hirschfeld war von der Überzeugung ausgegangen, daß es für die Sache des Homosexualismus sehr günstig sei, einen Namen wie den des Grafen Moltke zu gewinnen. Er opfert mit der Zurückziehung des Gutachtens mehr, als man glaubt. Aber wenn auch einem Psychiater, der die Welt einer Frau erst für real zu halten beginnt, wenn sie an einer Trionalvergiftung leidet, der gute Glaube zuzubilligen ist, mit einem Publizisten, der seine erweisliche Wahrheit auf die Bekundungen einer Kranken und eines Toten stützt, braucht man keine mildernden Umstände zu machen. Er hat sich

über die objektive Wahrheit täuschen lassen, aber gewiß nicht über die Motive der Frau v. Elbe. Die Dame war ganz begeistert von der Idee, eine politische Aktion zu verfolgen und gemeinsam mit ihm dem Vaterland einen Dienst zu erweisen. Man braucht als Amoralist nicht zu wissen, wo die Hysterikerinnen das Vaterland haben. Aber daß es sich einer Frau um ein öffentliches Interesse handle, wenn sie daran geht, einem die Akten ihres Ehescheidungsprozesses zu eröffnen, das zu glauben, wäre ein Glaube, der noch treuherziger ist, als der Glaube an die Frau v. Elbe. Wie man einen Dienstmann von der Straße rufen läßt, so hat die Dame ihre Gesellschafterin gefragt, ob sie »ihr nicht einen Journalisten vermitteln könne; sie habe genügend Material, um ihren Mann vor der Öffentlichkeit bloßzustellen«. Und Herr Harden kam wie gerufen...

Der patriotische Drang, der diese ganze Affäre vom Anfang an bewegt hat, riecht nach jener Zweckhaftigkeit einer im Wiener Boden wurzelnden journalistischen Spielart, für die Herr Harden seit jeher beträchtliche Sympathien gehabt hat. Er hat sich die Geschichte der Frau v. Elbe erzählen lassen. Da mußte er eingreifen. »Was tat ich? Ich wandte mich zunächst an einen mir befreundeten Vertreter des Herrn Klägers. Der meinte, ich sei falsch unterrichtet, wir könnten die Sache besprechen und eine Preßfehde vermeiden« (von der war noch nicht gesprochen worden, aber der Jurist verstand den Intervenienten). »Die, antwortete ich, würde auch mir höchst unerwünscht sein; die Tatsachen aber seien mir nicht etwa aus subjektiv gefärbten Darstellungen der Gräfin bekannt, sondern aus Akten, Briefen, Berichten Unbeteiligter und ich könne an ihrer Richtigkeit nicht mehr zweifeln«. Und nach der Aussage des Justizrates Sello im zweiten Prozeß hatte ihm Herr Harden geschrieben: »Ich möchte gern einmal kriminalistisch mit Ihnen plaudern. Ich

habe über einen Prozeß, den Ihr Kollege, der Rechtsanwalt S., für den Grafen Moltke führt, Mitteilungen erstaunlicher Art zu machen, ich habe Material zur Hand, das einen der größten politischen Skandale in Deutschland hervorrufen könnte.« Dieses Angebot eines stupenden Wissens entsetzte den Justizrat, der bis dahin mit Herrn Harden befreundet war. Herr Harden widerlegt die Darstellung, indem er sie durch die folgende bestätigt: »Ich habe nur darauf hingewiesen, daß diese Sache zu einem großen politischen Skandal auswachsen könnte; einen solchen zu verhindern war der Zweck meines Schreibens«. Aber daß die Verhinderung von derselben Person angeboten wird, die den Skandal verbreiten kann, macht die Sache so peinlich. Da gibt es dann keine Verschiedenheit der Auffassung mehr. Höchstens in einem Punkt. »Harden erklärt es für einen Irrtum des Justizrates Sello, daß durch diese Angelegenheit eine Entfremdung zwischen ihnen eingetreten sei.« Das muß er freilich besser wissen. Auch Bismarck war in einem Irrtum, als er glaubte, daß durch ein Hausverbot die Beziehungen zwischen ihm und Herrn Harden sich gelockert hätten. Nach seinem Tode wurde er eines bessern belehrt. Und eine Entfremdung trat erst ein, nachdem Bismarck sich vor Gericht unzuverlässig gezeigt hatte. Ein toter Zeuge hat's aber auch allzu schwer. Er darf sich selbst dann nicht einer Aussage entschlagen, wenn sie ihm zur Schande oder zum Schaden gereichen könnte. Er muß also zugeben, daß er Herrn Harden tatsächlich ein »Vanilleneis« verabreicht hat. Er darf nicht leugnen, daß er das Wort »Kamarilla der Kinäden« geprägt habe. Und es ist doch das einzige Bismarck-Wort, das eine Prägung nicht verdient hat! Es wäre ein künstlerischer Schmerz, es dem großen Sprachmeister zu glauben. »Kinäden« bedeutet Lustknaben, und daß er die gesetzten Herren der Liebenberger Runde auf keinen Fall für Lustknaben gehalten hat, darf man getrost annehmen. Als Kritik

perversen Gehabens wäre also die Bezeichnung sozusagen verkehrt. Sie könnte nur ein Schimpfwort bedeuten. Aber selbst wenn Bismarck in leidenschaftlicher Erregung das Wort »Buserantenpack« gebraucht hätte, hätte er damit noch nicht die Absicht bekunden müssen, die sexuelle Beschaffenheit der Herren zu charakterisieren. Ebensowenig wie das Wort »Gauner« den Vorwurf des Diebstahls oder »Greisler« die Bezeichnung des Gewerbes bedeuten muß. Aber es schmerzt tief, zu glauben, der Zorn eines Bismarck habe sich in einer gebildeten Schmockwendung Luft gemacht, sich zu einer Mißbildung aus Lesefrucht und Stilblüte geformt, der man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie nicht im Sachsenwald, sondern im Grunewald gewachsen ist. Das Gedächtnis des Zeugen Liman war kein zuverlässiges. Vielleicht hatte er das Wort überhaupt nicht aus dem Munde Bismarcks, sondern aus dem Munde Hardens gehört; und wußte nun natürlich nicht, wie es gemeint war.

Wer weiß denn überhaupt noch, wie irgend etwas gemeint ist, in diesem Reich der wahren Erweislichkeit, wo die Tatsache eines Hausverbots, auch wenn sie ein preußisches Herrenhausmitglied bezeugt, für eine Fiktion gehalten wird und wo vor Gericht festgestellt werden kann, wie viel Prozent Weiblichkeit ein preußischer General hat. Herr Harden wurde zu einer Gräfin — wahrscheinlich über den Kopf der Gesellschafterin — gerufen. Er kam, hörte und wurde getäuscht. War das Ohr von der Rede gefangen, konnte das Auge von den Akten nicht mehr überzeugt werden. Wieder klafft eine Lücke der wahren Erweislichkeit. Aus den Akten geht das Gegenteil jener Wahrheit hervor, die die Frau v. Elbe sagte; man bestreitet Herrn Harden den guten Glauben, weil ihm außer der mündlichen Darstellung der geschiedenen Frau auch die Scheidungsakten zur Verfügung standen, deren Inhalt der Information widerspricht: und er droht mit Enthüllungen aus eben diesen Akten. Il croit tout ce

qu'il dit, aber Herr Bernstein versichert, einem Mann wie Harden könne man zutrauen, »daß er viel mehr weiß, als er sagt«. Glaubt er auch alles, was er weiß? Herr Bernstein ist ein Ironiker. Er hat schon vor dem Prozeß in einer Zuschrift an den Herausgeber der ‚Zukunft' ihn freigesprochen und ihm bestätigt, daß er politische Zwecke verfolgt habe. Harden habe nie sagen wollen, daß Moltke abnorm sei, er habe nur sagen wollen, daß er zum Freund des deutschen Kaisers nicht tauge. Nur »Publikus« — Mitarbeiter der ‚Zukunft' dürfen nicht Europa und Publikum, sondern müssen »die Europa« und »Publikus« sagen — nur Publikus also findet gerade das Geschlechtliche interessant und spricht von Auskneifen, wenn ein Schriftsteller ehrlich sagt, was er eigentlich gemeint hat. »So sind die Leute. Erzählen Sie Ihnen, daß Frau Curie die wichtigste naturwissenschaftliche Entdeckung gemacht hat: sie finden Sie langweilig und hören gar nicht hin. Aber erzählen Sie ihnen, daß Frau Z. einen Liebhaber hat: und sie lauschen atemlos, dem Erzähler dankbar. Diesen Leuten werden Sie, Herr Harden, es niemals recht machen«. Darum muß sich eben Herr Harden gegen seinen Willen entschließen, die Pille zu verzuckern, und sagt, um das Interesse für die wissenschaftliche Entdeckung der Frau Curie zu heben: Frau Z. hat einen Liebhaber, anstatt wie Frau Curie wissenschaftliche Entdeckungen zu machen ... Herr Bernstein ist ein Ironiker. Überhaupt hat Herr Harden mit seinen Rechtsanwälten Glück. Ein anderer schickt ihm statt Expensnoten lyrische Hyazinthensträuße ins Haus, übernimmt aber auch die satirische Vertretung und liefert ein Gedicht über die deutsche Justiz, bei dem sie sich die Binde von den Augen reißt, um nachzusehen, ob es wirklich einen Rechtsanwalt gibt, der so schlechte Verse macht. Bei Heine war mir die Kreuzung der lyrischen mit der satirischen Ader immer verdächtig, in Suse wahrlich sind lyrische

Unfähigkeit und Mangel an Geist glücklich zur Persönlichkeit verschmolzen. Der Justizrat Sello, der früher auch für die ‚Zukunft‘ lyrisch wirkte, ehe Herr Harden ihn zu einer kriminalistischen Plauderei einlud, dichtet jetzt auf der Gegenseite. Herr Bernstein ist ausschließlich Ironiker. Herr Harden ist es nicht; er verteidigt ihn sehr ernsthaft gegen antisemitische Angriffe: »Daß Bernstein, (der Erfinder des Rosenthal im Lustspiel »Herthas Hochzeit«, über den Berlin so lange gelacht hat) durchaus nicht jüdisch, sondern bayrisch wirkt, haben adelige Arier im Gerichtssaal sehr laut gesagt«. (Nein, riefen die adeligen Arier, wie der Bernstein bayrisch wirken kann! Das hätten wir dem Juden gar nicht zugetraut). Nun, man ist eben eine leidenschaftliche Kampfnatur, um solche Sätze zu schreiben. Aber man muß schon ein Napoleon, ein Luzifer, eine Feuerseele, ein Amoralist sein, um einen Gedanken zu haben, der, ohne jede Schraubung des Ausdrucks, riesenhaft für sich selbst dasteht und also lautet: »Ob der Kläger Moltke oder Cohn heißt, ist einerlei; denn vor Gesetz und Gericht sind alle Bürger gleich und haben denselben Anspruch auf Schutz ihrer Rechte«.

Es ist etwas eigenes um einen Stürzer der Weltordnung, um einen Umworter aller Worte, wie Herrn Harden. Seine Verteidiger treiben Lyrik und die Lyriker verteidigen ihn. Man kann aber sagen, daß sich beide sehr schlecht in ihren ungewohnten Beruf finden. Am ehrenvollsten bestehen noch jene Herren, deren Lebensinhalt ausschließlich die Begeisterung für Herrn Harden bildet. Da ruft einer, der in sämtlichen deutschen Revuen seit Jahren für den Altreichsjournalisten im Grunewald eintritt, plötzlich aus, alles sei Lüge und Verleumdung: »ich habe bei Harden einen Brief des Fürsten Herbert gesehen, der ‚verehrungsvoll‘ unterzeichnet war, der Fürst selbst unterzeichnete ‚der Ihrige‘«. Man glaubt, ich habe das erfunden; aber es steht in eben jenem ‚Morgen‘,

der seinem letzten Abonnenten das Hemd für Herrn Harden auszieht. Es wäre nun interessant zu erfahren, ob Bismarck und sein Sohn auf dem Kuvert der Briefe auch ausdrücklich anerkannt haben, daß Harden wohlgeboren sei. Der Gutachter läßt ihm diese Eigenschaft nicht absprechen. »Wenn jetzt Harden in einem Teil der Presse als ein Mann hingestellt wird, dem es an Ethos fehle, so muß ich dies Urteil auf Grund mehrjähriger naher Bekanntschaft unbegründet nennen«. Und warum sollte man nicht über »das Ethos« eines Menschen ein Gutachten abgeben können, wenn man über den Sexus eines Menschen Gutachten abgibt? Man könnte auch auf Grund langjähriger Erfahrung den Vorwurf unbegründet finden, daß einer keine Feuerseele hat. Solche Feststellungen erweislich wahrer Tatsachen sind eben in Deutschland beliebt. »Die Fehler sind gering«, schreibt unser Sachverständiger, »die Vorzüge außerordentlich«. »Es ist möglich, daß er den Gewinn liebt. Voltaire liebte ihn auch«. Und zum Schluß stehen ganz für sich einige Zitate: was Treitschke über Cavours bestrickende Menschlichkeit und was Sainte-Beuve über Saint-Simons künstlerische Beobachtungsgabe gesagt hat, und was Lagarde gesagt hat. Diese Zitate und nichts weiter dazu hat die Redaktion beigesteuert: Sie enthalten eine Charakteristik des Herrn Harden durch berühmte Gewährsmänner, die hoffentlich auch den Gegnern imponieren wird. Man könnte die Serie fortsetzen: »Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, ich werde nimmer seinesgleichen sehn«, hat sogar Shakespeare gesagt.

Was einer Persönlichkeit wie Harden neidlos zugegeben werden muß, ist die Volkstümlichkeit, wenn auch nicht so sehr des Stils, wie der Gesinnung. Das eben macht das interessante Bild dieses publizistischen Charakters, daß hier ein höchst populäres »Wollen« zu einer fast esoterischen Kultur des Ausdrucks gebracht erscheint. Wenn Herr Harden vor Gericht steht, blickt

die aristokratische Empörernatur zu dem Bild einer von uns allen verehrten Person auf wie der Amtsrichter Wehrhahn im »Biberpelz«. Der bayrisch wirkende Bernstein nimmt sich kein Blatt vor den Mund; der im Grunewald aber —: »als Graf Moltke seine Rede mit herzlichen Worten über die kaiserliche Familie schließt, nickt Harden zustimmend mit dem Kopfe«. Als aber dem Grafen Moltke von den Schöffen die Normwidrigkeit seines Empfindens attestiert war, damals als Herr Harden noch stolz war, den Vordereingang des Gerichtsgebäudes benützen zu können, da »umarmte und küßte er« (wie sogar in englischen Blättern gemeldet wurde) vor versammeltem Moabiter Pöbel »seine im offenen Wagen wartende Gattin«. Alibi fürs Volk, wie es anschaulicher nicht gedacht werden kann; wie stand Graf Moltke da? . . . Aber sollte sich Künstlern nicht bei solchen Effekten der Magen umdrehen? Er tut es nicht! Wir erleben das Unerhörte, daß er es wirklich und wahrhaftig nicht tut. Sind die Nerven der Künstler in nichts von denen der Schöffen unterschieden? Oder lügen Dichter, parieren sie dem Schlagwort, schielen sie nach publizistischer Gunst? Ist die Schmach größer, die sie nicht fühlen oder daß sie sie nicht fühlen? Der Intellektualismus, der für Herrn Harden Kundgebungen veranstaltet, ist wahrlich nicht wert, daß der Konservatismus um Haaresbreite nachgibt, gegen den er Sturm läuft! So faul die staatlichen Einrichtungen sein mögen, sie sollen um des wertlosen Plunders willen bestehen bleiben, den der freie Geist an ihre Stelle setzen möchte. Die entfesselte Dummheit zetert über Kabinettsjustiz in einem Fall, in dem Gerechtigkeit mit Hilfe der Gesetzlichkeit ein schandbares Verfahren aus der Welt geschafft hat. Gegen den Tobsuchtsanfall einer demokratisierten Justiz, den die Schöffenverhandlung bedeutet hat, wäre eine Kabinettsjustiz von oben noch eine Kulturtat. Aber die Horde fühlt in ihrer Unersätt-

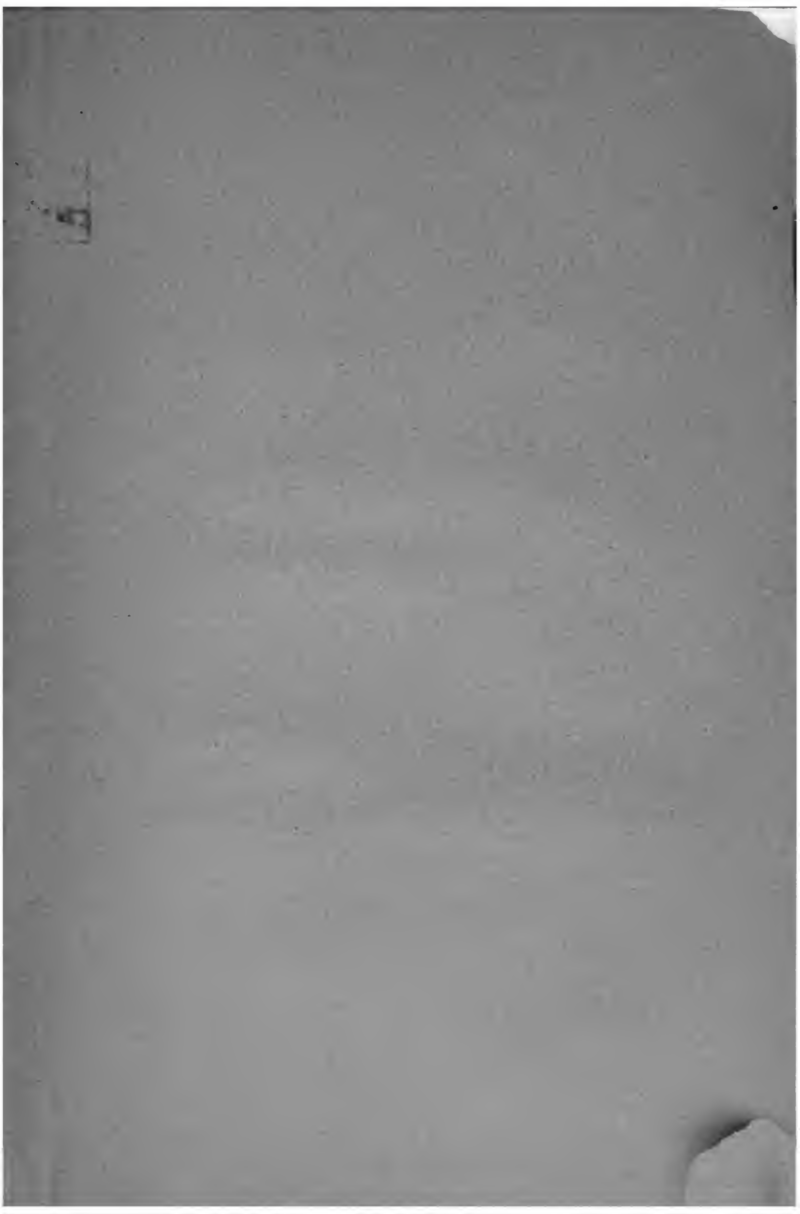
lichkeit nicht, wie sie von der staatlichen Gewalt unaufhörlich gefüttert wird. Was bedeutet die Verurteilung des Herrn Harden, und wäre sie selbst nicht von der Gerechtigkeit, sondern von der Politik befohlen, neben dem Blutopfer, das der Demokratie durch die Verurteilung des Grafen Lynar gebracht worden ist! Hier ist Kabinettsjustiz, die einen Sündenbock für die von Herrn Harden aufgeregte Sittlichkeit brauchte, die einen Ersatz brauchte, als die Gerechtigkeit dem Pöbel den im Grunewald entraffte. Aus allen Himmeln der Gunst und des Glücks wird hier einer gerissen, der sicherlich auch einen größeren Menschenwert repräsentierte, als die fünf Soldaten, zu denen ihn vor Jahren ein Trieb geführt hat, über dessen Naturwidrigkeit sich die Gesellschaft entrüstet, dessen Disziplinwidrigkeit aber mit Fug beklagt wird. Wäre sein Vergehen ein hundertmal schwereres, es rechtfertigte nicht den jähen Sturz. Der demokratische Flachsinn schneidere die Gerechtigkeit mit dem gleichen Maß den Menschen zu: es kommen Narrengewänder zustande, die dem einen zu groß, dem andern zu klein sind. Mit den deutschen Literaten wollen wir wünschen und hoffen, daß Herrn Maximilian Harden das Gefängnis erspart bleibe. Die kitschigen Effekte, die wir in dieser Sache schon erlebt haben, wird selbst der deutsche Kaiser nicht um den allerkitschigsten vermehren wollen: um das Martyrium des Herrn Harden. Vier Monate schlechtere Luft und schlechtere Kost sind eine unweisere Strafe als die Aberkennung des Rechtes, sich einen Kulturmenschen zu nennen. Die ist mit der Schuldigsprechung wegen eines Eingriffs in die vita sexualis gegeben, auf den weitern Strafvollzug kann der Kläger verzichten. Ich bitte den Grafen Moltke im Namen aller, die dieser gräßlichen Begebenheit ein harmonisches Ende wünschen, er möge seinen wiedererlangten Einfluß beim Kaiser dafür verwenden, daß Herr Harden der Begnadigung teilhaft werde. Sein Schicksal würde »wie Zauber wirken, ihm der

Gemeinen Herzen zu gewinnen und die geworbnen Lanzen wider uns, die Herrn, zu kehren«. Es soll in Deutschland nicht so weit kommen, daß jeder, wie einen Orden, auch die Gloriole des Märtyrers haben kann. Gewonnen wäre nichts. Die Leitartikel der ‚Zukunft' erschienen in unveränderter Fasson und am Ende übernähme der Kürassier Bollhardt, der, ermuntert durch den Erfolg vor dem Schöffengericht, tatsächlich inzwischen »Redakteur« geworden ist, die Verantwortung an Stelle des verhinderten Herrn Harden. Verloren wäre alles. Der Pöbel würde sich an der schlagworthaften Gewalt dieser vier Monate betrinken, und der Ekel wäre unsterblich. Wir wünschen nicht, daß Herr Harden ins Gefängnis gehe. Aber wir bedauern ihn nicht. Wir tragen nicht Schuld an seinem Unglück. Aber er trägt Schuld an dem größeren Unglück des Grafen Lynar. Für ihn kann sich ein Kommerzienrat verwenden, diesem hilft kein Großherzog, dem er verschwägert ist. Kein Leitartikel weint diesem zertrümmerten Schicksal eine Träne nach, kein deutscher Dichter möchte von ihm diese fünfzehn Monate Kerker abwenden. Die Demokratie dankt nicht einmal für dieses Opfer. Sie sieht nur den Journalisten, der es mit einem plumpen Wort verschuldet hat, und krönt sein Haupt mit einer Dornenkrone. Aber die deutsche Kultur wartet auf den Tag, da die Erkenntnis dämmert, die da lautet: Die geistige Verbindung mit dem Kürassier Bollhardt ist kompromittierender als die körperliche!

Karl Kraus.

Wien, 24.—27. Jänner 1908.

Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3



Bestell
L. Rosn
nimmt je